Inhalt

St. Ursula

Königstochter Ursula	7
Hoffnung	13
Der Hinweis	17
Das Grab der Viventia	20
Der gnadenlose Tod	27
Die unzufriedenen Jungfrauen	30
Der Ketzer	36

St. Severin

Feuer	40
Wiedergefunden	45
Windböen am Severinstag	49
Von einem Engel betrogen	52
Engelsgesang	56
Die große Dürre	58

Groß St. Martin

Ungehorsam	63
------------	----

St. Andreas

Speisen im Überfluss	66
Der gelehrte Jude von St. Andreas	70
Gewissensbisse	76
Die Kleiderspende	80
Der Schweinebutt	83
Das Eisbärfell	84

St. Maria Lyskirchen

Gegen den Strom	90
-----------------	----

St. Georg

Macht	96
St. Georgs schützender Arm	104
Der Kerzendieb	107

St. Maria im Kapitol

Ida, Tochter aus fränkischem Adelshaus	112
Der Dank-Apfel	126

St. Aposteln

Das schwerwiegende gute Werk	131
Eine hässliche Gestalt	139
Dem Grab entkommen	141
Vor den Flammen gerettet	145
Betrug bei der Apostelwahl	149

St. Cäcilien

Ehre, wem Ehre gebührt	153
Der Saufang	157

St. Kunibert

Quellen	164
Die Stimme aus der Wolke	169
Macht über die Dämonen	172
Ein Sohn aus dem Brunnen von St. Kunibert	174

St. Pantaleon

Schulden	182
----------	-----

St. Gereon

Heilige betrügt man nicht	191
Kopfschmerzen	194
Gezeichnet	197
Das erschlichene Kirmesmahl	199
Gerichtet	202
Die Totenglocke	205
Kröten und Schlangen	207
Decimatio	214

<i>Quellen</i>	215
----------------	-----

ST. URSULA

KÖNIGSTOCHTER URSULA

Alle Mitglieder des britischen Königshofs sind am Hafen versammelt, um die Prinzessin Ursula und ihre Gefährtinnen zu verabschieden. Auch das Volk ist zusammengelaufen; dieses Schauspiel will sich niemand entgehen lassen. Hat man je gehört, dass Frauen, auch wenn sie Königs- und Fürstentöchter sind, zur See fahren, und das ohne männliche Begleitung!

Königin Daria kann ihre Tränen nicht zurückhalten, und stumm macht sie ihrem Gemahl Vorwürfe: „Haben wir nicht lange genug darauf warten müssen, bis Gott der Herr uns endlich ein Kind schenkte? Wie stolz waren wir auf das liebe und aufgeweckte Mädchen! Zu unserer großen Freude wuchs sie zur schönen und klugen Jungfrau heran. Sie wollte lesen und schreiben lernen, und Ihr habt einen Lehrer an den Hof genommen, der es ihr beibrachte. Nie habt Ihr unserer Tochter einen Wunsch abgeschlagen, so ausgefallen er auch war. Ja, Ursula war eigenwillig und verschmähte die Prinzen, die sich um sie bewarben. Nur diesem einen, diesem Heiden, war sie zugetan. Der aber reiste ab, ohne um ihre Hand anzuhalten. Weshalb? Hatte sie ihm klar gemacht, dass sie nicht seine Frau werden wollte? Weshalb hätte sein Vater sonst mit Krieg gedroht? Nur so kann es sein: Um einer baldigen Heirat zu entgehen, kam ihr dieser Fluchtgedanke, allein mit zehn Fürstentöchtern nach Rom zu pilgern. Hättet Ihr sie nicht mit einem strengen Wort von diesem unsinnigen Vorhaben abbringen müssen? Statt dessen ließt Ihr ihnen Schiffe bauen. Ihr wähltet erfahrene Seeleute aus, die ihre Mägde alles lehrten, was sie für die Reise über Meere und Flüsse können und wissen mussten. Konntet Ihr, der König, nicht Eurer Tochter Einhalt gebieten? Weshalb setzt Ihr sie der tödlichen

Gefahr aus? Weshalb erzürnt Ihr Gott den Herrn auf eine solche Weise? Eure Unterlassung wird sich rächen und uns unser einziges Kind nehmen!“

Auch König Vionetes ist nicht froh gestimmt, der Abschied von seiner geliebten Tochter fällt ihm schwer. Er fühlt die vorwurfsvolle Haltung seiner Gemahlin und es kommen ihm Zweifel, ob er richtig gehandelt hat.

„War Ursula nicht immer klüger als wir? Sie war niedergeschlagen, als der Prinz aus dem keltischen Land zurück in den Norden ritt. Bei seinem Abschied sagte er zu mir, Ursula mit ihrer Bildung und ihren feinen Manieren könne in seinem rauen Land nur leiden. Dort müsse sie sich vor Heimweh verzehren, denn am Hof herrschten rohe Sitten. Das mussten wir bald erfahren, als sein Vater, der König der Pikten, uns mit Krieg drohte, wenn ich meine Tochter nicht seinem Sohn zur Frau gebe. Er dachte nur an sein Ansehen und seinen Machtgewinn. Da habe ich Ursula zurate gezogen. Sie muss die ganze Nacht darüber nachgedacht haben, denn am nächsten Morgen kam sie und sagte: ‚Liebster Vater, grämt Euch nicht mehr! Gott hat mir das Zeichen gegeben, um das ich ihn gebeten habe. Ich glaube zu wissen, dass der Prinz die Kriegsdrohung seines Vaters nicht gutheißt. Hier ist meine Botschaft an ihn: --- Ich werde Euch heiraten, aber nicht sofort. Lasst mir drei Jahre Zeit, denn ich möchte eine Pilgerreise nach Rom machen. Bevor ich aber mit Euch die Ehe eingehe, müsst Ihr Euch taufen lassen und Christ werden. --- Euch, lieber Vater, bitte ich: Wählt fünf der Töchter Eurer vornehmsten Herzöge aus, die mich begleiten.‘ Sie bat mich, ihr Schiffe bauen zu lassen. Konnte ich ihr die Reise verbieten, auch wenn sie von einer männlichen Begleitung nichts wissen wollte? Ist es nicht ein Fingerzeig seines Einverständnisses, dass auch ihr Bräutigam ihr fünf seiner vornehmsten Fürstentöchter mit all ihren Dienerinnen und Mägden geschickt hat, die sie nun auf der Pilger-

fahrt begleiten? Das sagt mir: Ursula ist in Gottes Hand. Und wo könnte sie besser aufgehoben sein!“

Das Volk jubelt und ruft den fröhlich winkenden Jungfrauen Segenswünsche zu. Erst als die Schiffe nur noch als kleine Punkte am Horizont zu sehen sind, zerstreut sich die Menge.

Der Wind bläht die Segel auf, treibt sie an der batavischen Küste entlang und in die offene Mündung des Rheins. Bis Köln lassen sie sich stromaufwärts ziehen, und dort gehen sie an Land. Wie ein Lauffeuer geht die Nachricht durch die Straßen:

„Prinzessinnen sind alleine, ohne Seeleute, nur mit ihren Dienerinnen und Mägden übers Meer bis hierher gekommen. Es sind Tausende!“

Der Bischof und die Bürger der Stadt empfangen sie herzlich und bitten sie, doch eine Weile ihre Gäste zu sein. Aber schon in der ersten Nacht erhält Ursula durch einen Boten Gottes die Aufforderung, am nächsten Tag die Pilgerfahrt fortzusetzen. Die Kölner wollen davon nichts wissen und stimmen erst zu, als Ursula ihnen verspricht, auf der Rückreise wieder am Rheinufer vor dem Stadttor anzulegen, und dann länger zu bleiben.

In Basel ist ihr Weg auf dem Wasser zu Ende. Sie lassen die Schiffe im Hafen liegen, nehmen warme Kleidung und Verpflegung mit und wandern weiter nach Süden. Bald kommen sie in die Alpen und der Weg wird immer beschwerlicher. Es ist kalt und ihre Vorräte sind schneller aufgebraucht, als sie erwartet hatten. Manche Jungfrau fragt sich, ob es nicht besser gewesen wäre, auch männliche Gefolgschaft mitzunehmen.

Nach langer Wanderung und vielen Entbehrungen geht es endlich bergab. Die Sonne scheint, und von Tag zu Tag wird es wärmer, je tiefer sie ins Tal hinuntersteigen. Hier leben wieder Menschen, und in den Dörfern, in die sie kommen,

werden die Pilgerinnen freundlich empfangen. Die Leute geben ihnen Brot und frisches Quellwasser. So ziehen sie fröhlich und guter Dinge weiter bis nach Rom.

Erstaunen und Bewunderung erfasst sie, als sie die große Stadt mit ihren hohen Bauten sehen. Schnell hat sich auch hier herumgesprochen, dass die britische Königstochter Ursula, mit all ihren fürstlichen Freundinnen und ihrem weiblichen Gefolge angekommen ist, um an der Wiege der Christenheit zu beten. Der Papst empfängt die Schar der Jungfrauen, segnet sie und lässt sie, auf ihren Wunsch hin, im christlichen Glauben unterrichten. Dort werden auch die keltischen Fürstentöchter getauft und mit ihnen alle, die in ihrem Dienst stehen.

Gerne wären sie länger in Rom geblieben, aber Ursula hat das Versprechen, das sie dem Prinzen aus dem Norden gegeben hat, nicht vergessen, und sie treten bald den Rückweg an. Weil ihnen die Pfade und Steige in den Alpen nicht mehr unbekannt sind, kommen sie nun schneller und leichter voran. Und als sie endlich in Basel wieder ihre Schiffe besteigen, trägt die Strömung sie rheinabwärts bis Mainz.

Dort steht eine Schar junger Edelmänner am Ufer. Sind sie ihretwegen gekommen? Werden sie erwartet? Wie groß ist ihre Freude, als sie an Land gehen und Ursulas Verlobten mit seinen Männern erkennen. Auch einige der keltischen Fürstentöchter sehen dort ihren Bräutigam wieder.

Der König der Pikten ist inzwischen gestorben. Nun hat sein Sohn die Regierung übernommen und möchte in seinem Land alles einführen, was er am Hofe des Königs Vionetes gelernt hat. Der Bischof von Mainz gibt ihm den Namen Ätherius, als er ihn und seine Gefährten tauft.

Nach einigen Tagen fahren sie weiter rheinabwärts. Das Schiff des Königs Ätherius und seines Gefolges begleitet nun die Schiffe der Jungfrauen. Vom Ufer grüßen die Menschen.

Aber je mehr sie sich Köln nähern, um so ruhiger wird es am linken Rheinufer, und als sie aus der Ferne schon die Stadtmauer erkennen können, sind die Felder leer. Die Orte, in denen die Leute ihnen auf der Hinreise vergnügt zugewinkt haben, scheinen ausgestorben. Alles bleibt still, auch vor Köln, liegen nur wenige Schiffe, und wie es scheint, sind sie verlassen. Wieso ist das Stadttor geschlossen? Da, die Soldaten auf der Stadtmauer heben die Hände. Aber ist das ein Willkommensgruß? Es scheint, sie geben ihnen Zeichen, weiterzufahren. Hatte Ursula nicht den Kölnern versprechen müssen, auf der Rückreise von Rom mit all ihren Begleiterinnen ihr Gast zu sein? War dieses Versprechen nicht die Voraussetzung dafür, dass sie schon am nächsten Tag abreisen durften? Sicher wollen die Wachen ihnen anzeigen, dass sie für sie das Stadttor öffnen, und Ursula entscheidet, anzulegen.

Kaum haben sie begonnen von Bord zu gehen, da sprengen kriegerische Reiter heran. Die Männer springen von ihrem Schiff. Ätherius zieht sein Schwert und seine Begleiter tun es ihm nach. Sie kämpfen mannhaft, aber mit ihren Schwertern können sie nicht viel gegen den dichten Regen der Pfeile ausrichten, der von allen Seiten auf sie zuschwirrt. Die Übermacht der Krieger ist groß, und bald fallen die Kelten, unter dem Klagen und Wehgeschrei der Jungfrauen, tödlich getroffen zu Boden. Der Letzte, der stirbt, ist König Ätherius.

Das aber genügt der blutrünstigen Horde nicht. Nun zielen sie auf die verängstigten und weinenden, wehrlosen Jungfrauen, und sie machen nicht Halt, bis auch ihre leblosen Leiber den Grund zwischen Rhein und Stadtmauer bedecken, und ihr Blut die Erde tränkt. Ursula steht allein noch aufrecht und erwartet den Tod.

Da sprengt ein wilder Krieger heran. Er trägt als Einziger

ein Schwert in einer goldenen Scheide am Gürtel und scheut sich nicht über die Toten hinwegzureiten. Vor Ursula hält er an.

Seine Augen funkeln siegessicher, als er sagt: „Du bist die Tochter eines Königs, das habe ich gleich erkannt. Dich nehme ich zur Frau, so werde ich allen Reichen, die ich erobert habe, auch noch das deines Vaters ohne Verluste hinzufügen! Gib mir deine Hand, denn ich bin ein großer König!“

Ursula, die keine Angst mehr hat, erwidert: „Ihr seid kein großer König, ein großer König lässt nicht wehrlose Jungfrauen hinschlachten. Eure Frau werde ich nicht!“

Der Reiterkönig wird so zornig, dass er sein Schwert zieht und brüllt: „Ich bin dein Herr! Du sollst sehen, dass ich der Herr über dein Leben und deinen Tod bin!“

Und ehe Ursula antworten kann, der Herr über Leben und Tod sei ein anderer, hat er ihr Herz durchbohrt.

Das blutende Schwert in der Hand wendet er sich nach allen Seiten, als hätte er eine Heldentat vollbracht. Als er aber zur Stadtmauer hin blickt, erstarrt er in jähem Schrecken, denn dort liegen seine Soldaten, wie vom Tod selbst hingemäht. Entsetzen packt ihn, er schwingt sich auf sein Pferd und flieht, so schnell er nur kann. Das Häuflein übriggebliebener Krieger folgt ihm.

Als die Wächter auf der Stadtmauer gesehen hatten, dass Ursula mit allen Schiffen anlegen wollte, waren sie sehr erschrocken und hatten Boten in die belagerte Stadt gesandt, um die Nachricht zu überbringen. Sofort hatte der Kommandant so viele Soldaten wie nur möglich auf das dem Rhein zugewandte Mauerstück geschickt. Während sich die wilden Krieger mit ihren Waffen, den Gästen der Kölner entgegenwarfen, und während ihr König Ursula bedrängte und schließlich tötete, konnten sie ungestört ihre

Pfeile gegen die Feinde abschießen, die ihnen den Rücken zugekehrt hatten, und sie trafen gut.

Die Kölner warten noch eine Zeit lang, bis sie das Tor öffnen, um ihre toten Gäste in die Stadt zu holen und würdig zu bestatten.

HOFFNUNG

Witwe Greitgen aus Deutz hat schon oft einen Mann vom Orden der Wanderbrüder beherbergt. Sie freut sich jedes Mal, wenn er an ihre Tür klopft, und das nicht nur wegen der wenigen Münzen, die er erbettelt hat, um Kost und Unterkunft bei ihr zahlen zu können.

Der Bettelmönch kommt immer wieder nach Köln, weil er hofft, dort eines Tages die Reliquie einer Ursulagefährtin zu erwerben.

Wie ihm das gelingen soll, kann er sich zwar nicht vorstellen, aber er sagt sich: „Es gibt viele Geheimnisse, vielleicht erlebe auch ich einmal ein Wunder.“

Jedesmal, wenn er und Frau Greitgen gemeinsam am Tisch sitzen und Bohnenmus aus einer Schüssel essen, sprechen sie darüber.

Auch diesmal geht ihm wieder durch den Kopf:

„Sicher würde mich ein solches Gut in meinen frommen Vorsätzen bestärken. Nehme ich mir nicht jedesmal vor, wenn ich nach Köln pilgere, gleich durch eines der Stadttore einzutreten und in einem Kloster oder in einer Pilgerherberge zu übernachten. Aber ich bin schwach und suche immer wieder dieses Haus in Deutz auf, obwohl die Basilika der heiligen Jungfrauen, zu deren Verehrung ich komme, auf der anderen Rheinseite liegt. Ich weiß, in diesem Haus hier steht nur ein Bett, und das müssen die Frau und ich uns teilen.

Das Schlimmste aber ist, dass ich, obwohl ich mich darum bemühe, keine rechte Reue über mein Tun empfinden kann, ja, mich sogar jedes Mal auf den Besuch hier freue. Nicht auszudenken, wenn der Tod mich in diesem Haus erwartete, und der Teufel schon hinter der Kammertür lauerte. Er giert ja danach meine Seele, sobald sie frei meinen Körper verlassen kann, mit in die ewige Verdammnis zu reißen. Was könnte mich besser vor der Hölle schützen als eine Reliquie. Die heilige Jungfrau, von der ich einen Teil bei mir trüge, würde allzeit für mich bei Gott um Vergebung bitten. Man weiß doch, dass der Herr im Himmel den Heiligen, die für ihren Glauben gestorben sind, keine Bitte abschlagen kann.“ Das behält er für sich, um die Witwe Greitgen nicht zu kränken, sagt dann aber: „Wisst Ihr, ich wäre schon mit einem ganz kleinen Knochensplitter zufrieden, den ich in meinem Bündel bei mir tragen könnte, dann fände ich in schweren Stunden Trost, und das Heil wäre an meiner Seite.“

Sie nickt zustimmend und isst schweigend weiter, bis sie nach einiger Zeit sagt: „Ja, ja, wir einfachen Leute können ein so heilsames Gut nicht erwerben. Aber wir brauchen uns deshalb nicht zu grämen. Ich habe gehört, dass Betrüger für Silber falsche Heiltümer verkaufen, die dann nichts nützen.“

Was meint ihr, sollen wir nicht gemeinsam nach St. Ursula pilgern? Dort sind die heiligen Jungfrauen zu Hause, und ich könnte mit Euch in ihrer Nähe beten. Wenn ihr mir das Geld für die Unterkunft und das Essen schon im Voraus gebt, kann ich den Fährmann bezahlen.“

Der Wanderbruder leert seinen Beutel, Witwe Greitgen, legt die paar Münzen dazu, die sie in einem Lappen eingeknotet, aufbewahrt, und sie zählen sie gemeinsam. Dass das Geld für die Pilgerfahrt reicht, nehmen sie als gutes Zeichen und beschließen, am folgenden Tag die Reise auf die andere Rheinseite anzutreten.

Als sie auf dem kleinen Fährboot den Rhein überqueren,

sind sie guter Dinge. Sie wissen zwar, dass sie schwache, sündige Menschen sind, haben aber die Gewissheit, dass ihnen am Ziel ihrer Pilgerreise alle Schuld vergeben wird.

Gegen Mittag treten sie in die Basilika ein. Ein gleichzeitig beklemmendes und beglückendes Gefühl macht sich in ihren Herzen breit, als sie erkennen, dass die heiligen Jungfrauen hier wirklich zugegen sind. Ihre Gebeine hat man in kostbare Büsten gelegt, mit goldbestickten wertvollen Stoffen überzogen. Hier werden die Bitten der frommen Pilger erhört! Die Witwe Greitgen folgt dem Wandermönch zu den verschiedenen Stationen, an denen sie im Gebet niederknien.

„Gewiss wird es mir nützen, wenn ich dort bete, wo es es tut“, denkt sie. „Er ist ein Ordensmann, er kennt sich aus.“

Und sie versteht, weshalb er sich so sehr eine Reliquie wünscht.

„Wenn auch ich einen Teil einer heiligen Jungfrau bei mir tragen könnte, wäre sie immer an meiner Seite. Vielleicht würde sie mich vor der bittersten Armut schützen oder mir gar wieder einen heiratswilligen Mann zuführen, dann wäre ich versorgt. Dafür wollte ich ihm eine gute Hausfrau sein.“

Dem Wandermönch geht durch den Kopf: „Trüge ich nur den kleinsten Teil einer heiligen Jungfrau immer in meinem Bündel, wäre mir die ewige Seligkeit näher, denn wenn ich schuldig würde, sei es aus Not, sei es, weil ich schwach bin, könnte ich auf Vergebung hoffen.“

Sie knien vor einem, bis zur Deckplatte in die Erde eingelassenen Sarkophag und beten still.

Der Wandermönch bittet: „Heilige Jungfrauen, ihr ruht hier im Grabe und wohnt nun im Himmlischen Jerusalem. Ich bitte eine von euch: Schau auf mich armen, sündigen Menschen, habe Mitleid mit mir, und erwirke bei Gott das ewige Heil, damit auch ich einst in diese selige Stadt aufgenommen werde!“

Die Frau aber betet: „Ihr Heiligen könnt Wunder tun, tut doch auch an mir nur einmal eines und gebt mir ein kleines Stück eures wertvollen Leibes, damit es mich hier in diesem Jammertal begleitet. Ich hätte dann ein Zeichen, dass ich nach diesem Leben voller Entbehnungen nicht auch noch ewig in der Hölle brennen muss.“

Währenddessen hat sie ein Knie an die Deckplatte des Sarkophags gedrückt. Das wird ihr erst bewusst, als der kalte Stein plötzlich von ihr abrückt. Von Grauen gepackt, sieht sie sich verstohlen um, aber außer ihr und dem Wanderbruder ist niemand in der Nähe. Sie wagt nicht hinabzusehen, aber die Schauer, die ihr über den Rücken laufen, drücken ihren Nacken nach unten, und als sie den Mut findet, die Augen zu öffnen, sieht sie, dass sich das Grab einen Spalt breit geöffnet hat. Vor ihr liegen eine große Anzahl heiliger Gebeine. Nun weiß sie, was zu tun ist. Sie greift hinein und entnimmt zwei kleine Knochen. Sobald die Hand mit ihrem wertvollen Inhalt den Sarkophag verlassen hat, rückt die Deckplatte wieder an ihren Platz zurück.

Aufgeregt stößt die Frau ihren Begleiter in die Seite. Er, etwas unwirsch, weil er in seiner Andacht gestört wird, sieht sie an.

„Ein Wunder“, flüstert sie und springt auf.

Er lächelt nachsichtig, erkennt aber an ihren Gesten, dass etwas Wichtiges geschehen sein muss, und folgt ihr nach draußen. Erst als sie die Basilika verlassen haben, öffnet sie ihre Hand. Ungläubig starrt der Wanderbruder auf die Reliquien. Sind sie echt oder versucht sie, ihn zu betrügen? Will sie ihm wertlose Knochen verkaufen? Aber sie weiß doch, dass er kein Geld hat.

„Kommt, setzen wir uns auf diesen Stein!“, schlägt die Frau vor, „ich will Euch berichten, was geschehen ist. Es ist ein Wunder.“

Als er alles gehört hat, kann auch er nur sagen: „Wahrhaftig, ein Wunder!“

Da steigt in seinem Innern Neid auf, weil der einfachen Frau die Gnade gewährt worden ist, sich der Reliquien zu bedienen und nicht ihm, dem Ordensmann.

Er bereut sofort diese Sünde und erklärt sich selbst: „Die heiligen Jungfrauen haben gewiss lieber einer Geschlechtsgenossin dieses Geschenk gemacht, als einem Mann.“

Die Witwe gibt ihm eine der wertvollen Reliquien.

Nun wissen sie, dass von dieser Stunde an, das Heil immer in ihrer Nähe ist.

Sie sind sich einig, dass die heiligen Jungfrauen zum Lohn und zum Dank für deren Hilfe eine Weihegabe verdient haben. Beide schütten die wenigen Münzen, die noch übrig sind in den Schoß der Frau, legen das Fährgeld zurück, zählen den Rest und freuen sich, dass es genug ist, um eine Kerze auf den Stufen der Basilika zu kaufen. Diese zünden sie an dem Sarkophag an, aus dessen Innern die Witwe Greitgen die beiden Reliquien genommen hat.

DER HINWEIS

Es ist eine unruhige Zeit. Im Frankenreich tobt ein ständiger Kampf um die Macht. Die Fürsten des Teilreiches Austrien sind besonders aufsässig, und weil sie gegen die Übermacht König Dagoberts nicht ankommen, greifen sie zu einer List und rufen dessen dreijährigen Sohn zum Unterkönig aus. Was kann ein kleines Kind ihnen schon befehlen! Aber auch der regierende König Dagobert ruht nicht. Er hat die Klugheit und das diplomatische Geschick Kuniberts, des Bischofs der austrasischen Hauptstadt Köln erkannt und macht ihn zu seinem Berater und zum Erzieher seines Sohnes.

Die niederdrückenden weltlichen Aufgaben, versucht Bischof Kunibert mit seiner geistlichen Bestimmung in Einklang zu bringen. Oft liest er in aller Stille die Messe in der Basilika, die der heiligen Ursula und ihren Gefährtinnen geweiht ist. Gerade sie, die auf so grausame Weise hier vor seiner Stadt ihr Leben verloren haben, würden gewiss seine Liebe zum Frieden verstehen und ihm helfen, seine schweren Aufgaben am Königshof zu bewältigen. Er ist überzeugt, dass der Ort, an dem er seine Bitten und Gebete besonders wirksam hätte vortragen können, das Grab der hl. Ursula wäre. Deshalb schmerzt es ihn, dass niemand mehr weiß, wo es sich befindet. Sie muss ganz in seiner Nähe ruhen, denn die Kirche ist ja über den Gräbern der Märtyrerinnen errichtet worden. Er sucht, immer wenn es seine Zeit zulässt, in allen Ecken und Winkeln der Basilika nach einem Hinweis, aber seine Mühe bleibt vergebens.

Wieder einmal schreitet er sinnend durch die Kirche und betrachtet die Wände und den Fußboden. Der Küster, der dort Dienst tut, erschrickt und überlegt, ob er sich etwas habe zuschulden kommen lassen. Aber weil er ein Mann ist, der Ehrlichkeit und Klarheit liebt, fragt er Bischof Kunibert, was ihn hierher führt.

„Schon seit Langem suche ich das Grab der hl. Ursula, aber ich finde kein Zeichen, das darauf hinweist.“

„Hochwürdiger Herr Bischof“, der Küster verneigt sich leicht, ehe er weiterspricht, „ich bin nur ein einfacher Mann und nicht gelehrt, wie Ihr, aber ich glaube, ich kann es Euch zeigen.“ Und er geht mit Bischof Kunibert zu einer Steinplatte, die im Boden eingelassen ist.

„Gerne würde ich dir glauben“, sagt der Bischof, „doch auf dieser Platte steht, dass ein römischer Senator mit Namen Clematius, die Basilika ‚Zu den heiligen Jungfrauen‘, die schon verfallen war, vor über 200 Jahren wieder aufgebaut hat.“ Er seufzt tief, dann fährt er fort: „Das Grab der hl.

Ursula muss sich hier in dieser Kirche befinden, jedoch es bleibt uns verborgen.“

Bischof Kunibert hat wieder einmal die Messe in der Basilika „Zu den heiligen Jungfrauen“ gelesen. Noch einmal geht er zurück zum Altar und sieht, dass die Gläubigen, das Portal nicht geschlossen haben und dass sich eine weiße Taube ins Innere der Kirche verirrt hat. Er folgt mit den Augen ihrem scheinbar ziellosen Flug durch den Raum. Nach einiger Zeit lässt sie sich vor einem Chorfenster nieder, ehe sie mehrmals den Altar umrundet. Schließlich streicht sie in ein Seitenschiff ab, und er verliert sie aus dem Blick.

Als sie nicht mehr zurückkommt, denkt Bischof Kunibert, dem nichts Lebendes unwichtig ist: „Vielleicht hat sie sich irgendwo verfangen und braucht meine Hilfe.“ Deshalb geht er dorthin, wo er die Taube zuletzt gesehen hat. Ruhig nickend sitzt sie auf dem Boden. Im gleichen Augenblick, in dem er die Botschaft versteht, fliegt sie auf und zur offenen Kirchentür hinaus.

Bischof Kunibert beauftragt schon am nächsten Tag zwei Männer, an dieser Stelle zu graben.

Er beschwört sie: „Lasst größte Sorgfalt walten, und ruft mich sofort, wenn ihr auf einen Gegenstand stoßt, ganz gleich, was es ist!“

Es dauert nicht lange, bis die Männer ihm einen Boten mit der Nachricht schicken, sie wären auf einen steinernen Sarg gestoßen. Bischof Kunibert eilt zur Grabungsstätte, denn er ist sicher, endlich hat er die letzte Ruhestatt der hl. Ursula gefunden. Um allen Menschen die Gelegenheit zu geben, an dieser Stelle zu der Märtyrerin zu beten, lässt er einen marmornen Sarkophag anfertigen. Die meisten der Gebeine der hl. Ursula aber werden in einem kostbaren Schrein eingeschlossen, und für alle sichtbar im Chor der Basilika „Zu den heiligen Jungfrauen“ aufgestellt.

DAS GRAB DER VIVENTIA

Der Tod lässt sich auch von den bewaffneten Wächtern, die vor dem Tor der Königspfalz in Köln stehen, nicht aufhalten. Viventia, die Tochter des Hausmeiers Pipin von Landen, ist fast noch ein Kind, als sie schwer krank wird und stirbt. In ihrer Trauer suchen die Eltern Trost bei dem Gedanken, sie im Kreis der heiligen Märtyrerinnen beisetzen zu lassen. Pippin sendet einen Boten zur Äbtissin von St. Ursula, um ihr seinen Entschluss mitzuteilen. Schon am nächsten Tag soll die Beerdigung in aller Feierlichkeit stattfinden.

Die Äbtissin erschrickt über diese Forderung. Schnell schickt sie nach dem Kleriker, der im Kloster Dienst tut. Als er eintritt, hält sie sich nicht mit den sonst ausgetauschten Segenswünschen auf und berichtet ihm, welchen Anspruch Pippin an sie stellt.

„Ehrwürdiger Herr, ich bitte Euch, vielleicht kennen die Eltern der Verstorbenen das Gesetz nicht, dass derjenige, der jemanden zu ihnen ins Grab legt, mit dem Höllenfeuer bestraft wird. Ratet mir!“

„Pippin von Landens Familie ist gottesfürchtig und fromm. Ist ihre ältere Tochter, nicht die weit über ihr Kloster hinaus bekannte, heiligmässig lebende Gertrud von Nivelles? Ich werde zum Vater des verstorbenen Mädchens gehen und ihm die Sache erklären. Wir können gewiss einen anderen geeigneten Ort als letzte Ruhestätte für seine Tochter finden.“

Diese Worte beruhigen die Äbtissin, und er macht sich auf den Weg zur Pfalz des fränkischen Hausmeiers.

Die Wachen am Tor rufen nach einem Diener, der ihn zu der Bahre der Viventia führt, damit er die Verstorbene segne und für sie bete. Dann bittet er, Pippin seinen Besuch anzukündigen, es sei dringend, denn es gehe um die Begräbnisstätte der Viventia. Dieser aber will ihn nicht empfangen. Er lässt ihm ausrichten, er bleibe bei seiner

Anordnung. An dem Ort, den er bezeichnet habe, solle Viventia ihre letzte Ruhestätte finden. Die Zeremonie der Bestattung sei ihm, dem Geistlichen, gewiss bekannt, und man möge danach handeln. Erst als der Abgesandte der Äbtissin Pippin mitteilen lässt, man könne seine Tochter nicht dort beerdigen, wo er es vorgesehen habe, begleitet der Diener ihn in die Halle. Pippin sitzt auf einem hölzernen, roh gezimmerten Thron, der auf einem Podest steht, seine weinende Gemahlin sitzt zu ebener Erde in einem kleinen Holzstuhl neben ihm. Links und rechts der Beiden stehen zwei Waffenträger. Außer einer langen Bank befinden sich keine weiteren Möbel in dem Raum. Schilde und Waffen hängen an den Wänden zwischen den Fackelhaltern.

Pippin empfängt den Gesandten mit den harschen Worten: „Was ist das für eine Narrheit, mit der Ihr mich belästigt? Ich befehle, meine Tochter dort beizusetzen, wo ich und auch ihre Mutter es wünschen! Wer will sich dem widersetzen?“

Der Kleriker lässt sich vor Pippin auf ein Knie nieder.

„Herr“, kein Geringerer als die heiligen Jungfrauen selbst, haben es uns verboten. In unserer Basilika liegt eine alte Steintafel, auf der die Höllenstrafe demjenigen angedroht wird, der dort jemanden anderen beerdigt als die Jungfrauen.“

„Meine Tochter Viventia ist fast noch ein Kind, bezweifelt ihr, dass sie eine reine Jungfrau ist?“, herrscht Pippin ihn an.

„Gott möge mein Zeuge sein, dass ich keinen Augenblick daran zweifle“, beeilt sich der Geistliche zu beteuern, „aber mit den heiligen Jungfrauen sind die Märtyrerinnen aus der Schar der heiligen Ursula gemeint.“

„Wer sagt das? Steht das auf Eurer Tafel?“, fragt Pippin voller Zorn. Als er hört, dass das nicht der Fall ist, steht er von seinem Thron auf, streckt eine Hand aus und spricht in einem Ton, der keinen Einwand und erst recht keine Widerrede zulässt: „Morgen wird der Leichnam meiner Tochter Viventia dort in der Basilika zu den heiligen Jungfrauen in die Erde

gesenkt! Es wird ein würdiges Begräbnis werden, so, wie es unserem hohen Hause geziemt!“

Der Gesandte erhebt sich, verneigt sich zuerst vor dem Herrn und dann vor der Gemahlin, die ihn mit tränennassen Augen ansieht, und entfernt sich rückwärts bis zur Tür, die der Diener, der die ganze Zeit dort gestanden hat, ihm aufhält.

Am nächsten Tag geht der Trauerzug von der Königspfalz zur Basilika St. Ursula. Ein schwarzes Tuch, auf das ein silbernes Kreuz gestickt ist, verhüllt den Sarg, der auf den Schultern von vier jungen Edelleuten ruht. Ihm folgen die trauernden Eltern ganz in Schwarz gekleidet, ebenso einige Verwandte, auch Nonnen und Priester und viele Krieger, die Schilde und Waffen tragen. Das Volk säumt den Straßenrand. Als der Sarg vorbeigetragen wird, lassen sich alle auf die Knie nieder und verneigen sich tief. Doch so schnell wie möglich stehen sie wieder auf, um nichts von dem zu verpassen, was sich vor ihren Augen abspielt. Manchen Gaffern bleibt sogar der Mund offenstehen, als die Waffenträger vorbeimarschieren.

Im Boden der Kirche ist das Grab ausgehoben, und nach einer langen und würdigen Feier, wird der Sarg hinabgesenkt und mit Erde bedeckt.

An diesem Tag sprechen die Nonnen des Klosters nicht die üblichen, vorgeschriebenen Gebete, sondern bitten unablässig um Nachsicht und Verschonung, immer die angekündigte schwere Strafe vor Augen.

Der Priester trägt sein letztes Gebet mit lauter Stimme vor, um sie zu ermutigen.

„Ihr Gefährtinnen der heiligen Ursula müsst doch einsehen, dass die ehrwürdige Frau Äbtissin nicht anders handeln konnte! Ihr wisst, Pippin ist ein wilder Krieger. Vielleicht hätte er mit Waffengewalt seinen Willen durchgesetzt und dabei das Leben der frommen Schwestern nicht geschont oder in seiner Wut sogar eure heilige Stätte

entweiht. Vor einer solchen Schuld musste sie ihn, als fromme Christin, doch bewahren.“

Da fühlen sie sich erleichtert und beenden, voller Hoffnung auf das Verständnis der heiligen Jungfrauen, ihre Bittgebete. In langem Zug schreiten die Klosterfrauen durch die noch dunklen Gänge zum Morgengebet. Kaum hat die Äbtissin die Kirchenpforte geöffnet, bleibt sie wie gebannt stehen und stößt einen Schrei aus. Einige der Nonnen laufen anderen in den Rücken. Ihre Köpfe fliegen hoch. Was ist geschehen? Die, die weiter hinten in der Reihe stehen, schieben nach. Als es ihnen gelingt, die Ersten aus der Türöffnung zu drängen und in den Kirchenraum einzutreten, stockt ihnen der Atem. Der Sarg der Viventia steht mit Erde beschmutzt neben dem Grab, in das er erst gestern gesenkt worden ist.

Nach den Gesängen und der Messe, in der heute keine rechte Andacht aufkommen will, und selbst dem erfahrenen Geistlichen Fehler unterlaufen, versammeln sich alle Klosterinsassen im Kapitelsaal und beraten, was zu tun sei.

„Wie hat der Sarg nur wieder sein Grab verlassen?“ Diese Frage stellt die Äbtissin in den Raum.

Es tritt Stille ein, denn die Nonnen versuchen schweigend, durch Einkehr und Gebet herauszufinden, was geschehen ist.

„Es könnte ein Werk des Teufels sein“, schlägt eine nach einiger Zeit vor.

Sofort kommt heftiger Widerspruch.

„Die heiligen Jungfrauen wüssten es gewiss zu verhindern, dass der Böse ihre Weihestätte betritt.“

„Die Jungfrauen haben sie nicht bei sich aufnehmen wollen, ist ihre Warnung nicht seit langer Zeit in diese Tafel eingemeißelt?“, meint eine andere.

„Ich aber glaube“, sagt eine vierte, „der Totengräber, der die Regeln unserer Kirche genau kennt, hat Viventia wieder ausgegraben, um unsere ehrwürdige Mutter Äbtissin, vor

dem ewigen Höllenfeuer zu bewahren. Sie hat ja, wenn auch gezwungenermaßen, die Erlaubnis zu der Beerdigung erteilt.“

Das scheint den meisten eine naheliegende Erklärung, und der Totengräber erhält den Auftrag, das Grab erneut auszuheben und den Sarg hineinzusenken. Damit sie aber Gewissheit über die Dinge erhalten, die sich des Nachts ereignen, bestimmt die Äbtissin vier der Klosterfrauen, die abwechselnd zu zweit Wache halten.

Durch die Pforte, die vom Kloster in die Kirche führt, treten zwei Nonnen ein. Es ist stockfinster, nur eine Laterne brennt neben dem Grab der Viventia. Sie suchen nach ihren beiden Schwestern, die sie bei der Wache ablösen müssen. Erst als sich ihre Augen ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt haben, sehen sie einen Felsblock in einiger Entfernung vom Grab mitten in der Kirche liegen.

„Der Stein neben dem Grab Christi“, flüstert die eine und bekommt heftiges Herzklopfen, die andere beginnt, zu zittern. Sie fassen sich an den Händen, und als sie ein paar Schritte getan haben, bewegt sich, was sie für Fels gehalten hatten, und sie erkennen, dass ihre Schwestern dort eng aneinandergekauert sitzen.

„Nichts ist geschehen“, berichten sie und stehen mühsam auf. „Es war gewiss der Totengräber, nun kommt er nicht mehr, weiß er doch, dass wir Wache halten.“

Die eben Angekommenen übernehmen ihren Platz. Auch wenn diese auf der Erde noch die Wärme ihrer Vorgängerinnen genießen, kriecht ihnen doch bald die Kälte in alle Glieder. Draußen heult der Wind, und es zieht durch die schmalen Fensteröffnungen. Das Licht der Laterne erhellt kaum die Grabstätte.

„Die Frau Äbtissin hätte hart bleiben und dem König verbieten sollen, seine Tochter hier zu begraben! Sie war kleinmütig und hat nicht darauf vertraut, dass die Heiligen

stärker sind als Menschen, ja selbst als Krieger“, sagt die Eine leise.

„Du hast Recht, aber wie können wir sicher sein, dass unser Herr im Himmel uns nicht doch die Rache des Herrschers schickt, zur Strafe für unsere bösen Taten?“

Da hören sie ein Geräusch, ein Huschen nur, aber die beiden fahren zusammen. Nichts! Sie erinnern sich daran, dass sie ihre Schwestern für einen Felsblock gehalten hatten. Um sich die Angst zu vertreiben und sich zu wärmen, hatten sie so nahe beieinandergesessen. Das verstehen sie jetzt, und machen es wie sie.

„Ein Jammertal“, stöhnt die eine.

„Komm“, sagt die andere, „wir stellen uns das himmlische Paradies vor und versenken uns in dieses Bild, dann wird es leichter. All dieses Licht, der Glanz und die Musik.“

„Und die Wärme und keine Angst mehr, nicht vor den Menschen und nicht vor den bösen Geistern! Das himmlische Paradies!“

Lange haben die beiden Nonnen so gegessen, ehe die eine aus ihrer Entrückung erwacht und sich umsieht?

„Da!“, stammelt sie und klammert sich an ihre Schwester.

Diese schreckt auf. Als sie den schwarzen von der Laterne schwach beleuchteten Block sieht, entfährt ihr ein Schrei. Der Sarg der Viventia steht wieder vor ihnen. Die beiden packt das Grauen. Zitternd starren sie auf das schauerliche Bild.

Als sie sich etwas beruhigt haben, fragen sie sich: Was ist geschehen? Nichts! Kein Rumoren, kein Brausen, kein Licht, nicht einmal ein starker Luftzug war zu spüren. Was sollen sie nur der Äbtissin berichten?

„Ich will euch nicht beschuldigen, dass ihr geschlafen habt und nicht aufmerksam genug wart“, sagt diese, „aber wir werden es noch einmal versuchen.“

Sie sucht andere Nonnen aus und teilt sie für die Wache in der kommenden Nacht ein. Doch auch sie können nicht

verhindern, dass sich der Sarg am nächsten Morgen oben auf der Erde befindet.

Besorgt und ratlos bittet die Äbtissin die Klostersgemeinschaft wieder in den Kapitelsaal.

„Wenn das nach außen dringt, sind wir alle des Todes. Schweigt!“, beschwört sie die Schwestern. Dann fragt sie: „Was sollen wir tun?“

„Es ist aber nun offenbar“, sagt die Nonne, die diese Vermutung schon einmal ausgesprochen hatte, „die Jungfrauen dulden Viventia nicht in ihrer Mitte.“

Alle versammeln sich zum Gebet in der Kirche und bitten Gott und die heiligen Jungfrauen um Erleuchtung.

„In einen Sarkophag sollte man sie oben in der Kirche zur letzten Ruhe betten“, schlägt der Kleriker der Äbtissin vor.

Was aber würde der Vater der Verstorbenen dazu sagen? Sie müsste eine Erklärung finden, die ihn überzeugt. Lange grübelt sie darüber nach, und weil sie eine kluge Frau ist, kommt ihr bald ein Gedanke, der Rettung verspricht. Die Zeit drängt, da Pippin von Landen schon in ein paar Tagen wieder das Heer in den Krieg führen wird. Diesmal will sie selbst bei ihm vorsprechen und sendet deshalb eine ihrer Schwestern zu ihm und lässt bitten, er möge sie empfangen.

Als er zögert, sagt die Nonne, wie es ihr aufgetragen worden ist: „Die Frau Äbtissin möchte Euch einen Vorschlag machen. Wenn Ihr ihn annehmt, könnte er unserer Gemeinschaft, aber auch Euch und Eurer erhabenen Familie, zur Ehre und zum Heil gereichen.“

Das macht Pippin neugierig, und er empfängt die Äbtissin.

Sie lässt sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder und sagt: „Herr, Eure Tochter, obgleich fast noch ein Kind, hat, ein tugendhaftes, jungfräuliches Leben geführt, das es wert ist, uns als Vorbild zu dienen. Aber wir sind arme und schwache Menschen und vergessen schnell unsere guten Vorsätze.“

Deshalb bitten wir Euch, uns zu erlauben, Viventia in unserer Kirche in einem Sarkophag zu bestatten, der etwas erhöht steht, damit wir sie immer vor Augen haben, denn wir möchten, sie wie eine Heilige verehren.“

Pippin sieht zu seiner Gemahlin hinab. Ihr Blick verrät, wie erfreut, ja gerührt sie ist, weiß sie doch, wenn ihre Tochter erst in den Kreis der Heiligen aufgenommen worden ist, kann sie jederzeit für ihre Familie Schutz und Hilfe erbitten.

„Wir werden Eurem Wunsch entsprechen, aber ihre Ruhestätte soll meinem Stand und unserer Familie alle Ehre machen“, entscheidet Pippin.

Am selben Tag noch beauftragt er einen Steinmetz, den Sarkophag der Viventia kunstvoll zu gestalten und als Zeichen der Würde der Verstorbenen und ihrer Familie, vier Säulen herzustellen, auf denen er ruht.“

DER GNADENLOSE TOD

Cordula ist jung. Sie will noch nicht sterben!

Sie, eine Begleiterin der britischen Königstochter Ursula, ist eben mit der Schar der Jungfrauen im gastfreundlichen Köln von Bord gegangen, als fremde, wilde Krieger auf kleinen zottigen Pferden heransprengen. Noch ehe sie am Rheinufer angekommen sind, spannen sie ihre Bogen und im gleichen Augenblick surrt ein Schwarm von Pfeilen gegen die Ahnungslosen. Ätherius, der Verlobte Ursulas, und alle jungen Männer, die sie von Mainz rheinabwärts auf ihrem eigenen Schiff begleitet haben, springen mit gezogenem Schwert ans Ufer. Aber ehe sie gegen die wilden Reiter kämpfen können, werden sie von deren Pfeilen getroffen. Schon sieht Cordula die Ersten zu Boden stürzen.

Da wird sie von einem solchen Entsetzen ergriffen, dass sie zurück auf das Schiff flieht, und sich unter der

abgenommenen Takelage versteckt. Rohes Gebrüll und die Schreie ihrer Gefährtinnen dringen in ihr dunkles Versteck. Sie wagt kaum, zu atmen, als sie nun feste Männerschritte auf den Planken hört. Ein Zittern schüttelt ihren Körper, und sie kann es nicht besänftigen. Je größer ihre Angst wird, es könne sich auf das Tuch, das sie bedeckt, übertragen und sie verraten, um so stärker wird es. Schon kommen die Schritte näher, sie hört die Leinwand rascheln. Der Mörder durchsucht sie nach einem Opfer, und dieses Opfer wird sie sein, Cordula! Sie glaubt sich bereits entdeckt, da klatscht das Tuch, von einem Fluch begleitet, auf den Schiffsboden zurück. Der Mann geht aber nicht fort, und dem versteckten Mädchen scheint es sicher, dass ihr Körper sich unter den abgenommenen Segeln abzeichnet. Sie erwartet den Pfeil, der im nächsten Augenblick in sie eindringen wird.

Nach banger Minuten entfernt sich das dumpfe Geräusch, der fest auf das Holz geschlagenen Stiefel. Das Mordgeschrei am Ufer aber reißt nicht ab. Cordula hält sich die Ohren zu. Es hilft nichts. Sie möchte schreien! „Einmal muss es doch aufhören“, flüstert sie, aber es dauert an, lange, sehr lange.

Cordula kann unter dem Segeltuch weder Sonne noch Mond, weder Tag noch Nacht erkennen.

Mit einem Mal wird es still, totenstill. Dann der Hufschlag eines einzelnen Pferdes und die raue Stimme eines Mannes, dessen Sprache sie nicht versteht. Rohe herrische Worte müssen es sein, die er von sich schleudert.

In ihrem Kopf mischen sich Entsetzen und Freude, ein Schauer ergreift ihren ganzen Körper, als sie Ursulas Stimme hört, die fest und klar antwortet: „Nein, ich werde nicht die Frau eines Mörders. Gott der Herr möge mich vor einer solchen Sünde bewahren!“

Wieder stößt die raue Stimme Worte aus, die für Cordula wie Flüche klingen.

Ursula aber antwortet ohne Zögern: „Ich habe keine Angst vor Euch, ich möchte den anderen folgen, wohin Eure Krieger sie geschickt haben. Gegen eure mörderische Übermacht konnten meine Gefolgsleute uns nicht schützen, so starben alle.“

Cordula hört nur noch dumpfe Geräusche, einen leisen Schrei, den Ursula nicht unterdrücken kann und den Hufschlag vieler Pferde.

„Sie starben alle“, hatte Ursula gesagt.

Alle, außer ihr, Cordula?

Scham steigt in ihr auf. War es nicht feige, sich hier zu verstecken, während die anderen ohne Zögern dem Tod entgegengegangen sind? Was hat sie jetzt noch, klein und kraftlos, wie sie ist, auf dieser Welt zu erwarten? Sie beeilt sich, kriecht unter der auf ihr lastenden Leinwand hervor und springt an Land. Da steht sie inmitten der leeren Hüllen ihrer Gefährtinnen, deren Seelen schon die Reise in die Unsterblichkeit angetreten haben. Dort wird sie mit ihnen zusammen sein. Einen kurzen Blick wirft sie in den blauen Himmel, auf das eilig dahinfließende, in der Sonne funkelnde Wasser des Rheins und die abweisende Stadtmauer. Sie sieht, wie die letzten Krieger, das mit Leichen übersäte und blutgetränkte Rheinufer verlassen. Sie schonen nicht die Körper der Toten; die sich, von den Hufen geschlagen, noch einmal bewegen.

„Schickt mich zu den anderen!“, ruft sie den Davonsprengenden nach.

Als der letzte der Kohorte den Schrei hört, reißt er sein Pferd herum und sieht sie mit ausgebreiteten Armen, ein Zeichen des Kreuzes, im blutigen Morast zwischen den Leibern der Ermordeten stehen. Da nimmt er noch einmal einen Pfeil aus dem Köcher, spannt den Bogen und schießt, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, der Wehrlosen ins Herz.

„So war es Gottes Wille“, ruft sie ihrem Mörder zu, ehe sie zu ihren Gefährtinnen hinabfällt.

DIE UNZUFRIEDENEN JUNGFRAUEN

Der Abt des Klosters Volkerode sieht im Traum zwei der Gefährtinnen der hl. Ursula, die noch in Köln neben der Klostermauer, in der Nähe der ihnen geweihten Basilika, in ihren Gräbern ruhen.

„Das ist ein Zeichen!“, sagt er sich, „die heiligen Jungfrauen möchten zu uns nach Thüringen kommen und von uns verehrt werden. Sie werden uns dankbar sein, uns vor dem Bösen schützen und uns zur ewigen Seligkeit führen.“

Schon bald tritt er die lange Reise nach Köln an. Dort bittet er, die Äbtissin von St. Ursula möge ihn empfangen.

Nach einigen Begrüßungs- und Segensformeln trägt er sein Anliegen vor: „Ehrwürdige Frau, zwei der heiligen Jungfrauen aus Ursulas Gesellschaft ruhen noch unbeachtet in ihren Gräbern, direkt neben der Klostermauer. Sie haben mich gebeten, sie aus der dunklen Erde zu befreien und dafür Sorge zu tragen, dass sie gebührend verehrt werden.“

Die Äbtissin voller Erstaunen und Ehrfurcht vor dem Mann, dem sich die Jungfrauen offenbart haben, lässt sofort den Ausgräber Ulrich rufen und trägt ihm auf, an der bezeichneten Stelle zu graben. Ulrich macht sich an die Arbeit und stößt bald auf einen Sarkophag. Als er ihn öffnet, liegt darin das Skelett einer Jungfrau. In der knöchernen Hand hält sie einen geschnitzten und mit Gold verzierten Kamm, der Ulrich so gut gefällt, dass er ihn einstecken und seiner geliebten Tochter schenken will.

„So wird sie nicht nur noch schöner aussehen, sondern der Segen und Schutz einer heiligen Jungfrau wird sie immer begleiten“, denkt er.

Weil ihn der Kamm aber bei seiner Arbeit hindert, legt er ihn oben an den Rand des ausgehobenen Grabes und macht sich daran, nach der zweiten Jungfrau zu suchen.

In der Zwischenzeit spaziert die Nonne Friderum durch den Klostergarten, kommt an der Mauer vorbei, sieht am Rand des Weges den schön gearbeiteten, goldschimmernden Kamm liegen und nimmt ihn mit.

Die ausgegrabenen Gebeine legt man in eine hölzerne Lade; und schon am nächsten Tag hat sich auch die Äbtissin von St. Ursula an dem Reisewagen eingefunden, um den Abt und die Jungfrauen zu verabschieden. Die Pferde sind schon angespannt. Als aber zwei Knechte die Truhe mit den Reliquien auf den Wagen laden wollen, ist sie so schwer, dass die Männer sie nicht eine Hand breit vom Boden hochheben können. Die Umstehenden beratschlagen, was zu tun sei und entscheiden sich, sie noch einmal zu öffnen. Aber sie finden nichts darin als die Reliquien.

„Mir scheint“, sagt die Äbtissin, „die heiligen Jungfrauen möchten uns nicht verlassen.“

„Weshalb hätten sie mich dann aus Thüringen hierher gerufen?“, fragt der Abt. „Ich glaube eher, der Böse hat einen Dämon gesandt, damit er sein ganzes Gewicht auf die Lade legt, um das Heil vom Kloster Volkerode fernzuhalten.“

Da bekreuzigen sich selbst die Knechte. Der Abt spricht einen Segen und besprengt das Holz mit dem eilends herbeigeholten Weihwasser. Darauf versuchen die Männer, die gewohnt sind, schwere Lasten zu tragen, erneut die Lade anzuheben, aber auch diesmal gelingt es ihnen nicht. Es werden noch weitere Helfer gerufen, aber woran es auch liegen mag, es ist, als habe das Holz Wurzeln getrieben und es in der Erde verankert.

Da geht der Abt von Volkerode in die Basilika, kniet am Grab der heiligen Ursula nieder und bittet lange und inständig um Erleuchtung. Er versenkt sich ganz in ein Gespräch

mit den beiden heiligen Jungfrauen, die dann auch vor ihn hintreten.

„Herr, wir können nicht mit Euch reisen“, sagt die eine.

„Meine liebe Tochter“, fragt der Abt, „was hindert euch daran?“

„Ich habe meinen Kamm verloren. Meine Mutter gab ihn mir, als ich mein Vaterland mit der Königstochter Ursula verließ. Er sollte mich auf allen meinen Wegen begleiten. Ohne ihn kann ich nicht fort von hier.“

„Aber wie könnt Ihr Euren Kamm verlieren?“

„Ich trug ihn immer bei mir, jedoch als Ulrich mein Grab öffnete, nahm er ihn mir aus der Hand und legte ihn in der Nähe des Weges ab. Da kam die Nonne Friderum und führte ihn mit sich fort.“

„Hieß der Mann, der die beiden Jungfrauen ausgegraben hat, Ulrich? Und habt Ihr hier im Kloster eine Nonne mit Namen Friderum?“, fragt darauf der Abt von Volkerode die Äbtissin.

Sie nickt, weil sie vor Erstaunen kein Wort aussprechen kann.

„Dann lasst sie rufen!“

In der Zeit, in der sie auf Ulrich und Friderum warten, erzählt er ihr, wie die Jungfrauen zu ihm von dem entwendeten Kamm gesprochen haben, ohne den sie nicht abreisen können.

Als nun der Ausgräber und die Nonne vor ihnen stehen, fragt die Äbtissin zunächst Ulrich:

„Habt Ihr aus dem Grab einen Kamm entwendet?“

„Ja“, gesteht er, „aber ich konnte ihn später nicht mehr finden. Da er mich beim Schaufeln hinderte, habe ich ihn oben auf dem Boden abgelegt, und hernach war er verschwunden.“

Friederums Gesicht hat sich mit tiefem Rot überzogen, und sie sagt: „Er lag am Rand des Weges, der an der Klostermauer

vorbeiführt, da habe ich ihn aufgehoben. Ich werde ihn holen und zurückgeben.“

Als der Kamm wieder bei den Gebeinen der heiligen Jungfrauen liegt, lässt sich die Lade von nur einem Mann leicht auf den Wagen heben.

So reisen die Jungfrauen nach Thüringen und kommen unbeschadet im Kloster Volkerode an. Sie erhalten in der Kirche einen Ehrenplatz in einem eigens für sie angefertigten silbernen Schrein und werden verehrt, wie der Abt es versprochen hat.

Nach einigen Jahren bricht Krieg aus. Die Mönche verstecken die wertvollen Gegenstände der Klosterkirche, um sie vor plündernden Soldaten zu schützen. Die Gebeine der Jungfrauen aber, den kostbarsten Schatz, lässt der Abt in einer unscheinbaren Kiste in einen abgelegenen Schuppen zwischen altes Gerümpel stellen, weil er glaubt, da wären sie vor Räubern sicher.

Während des Krieges stirbt der Abt von Volkerode. Als später der Friede eingekehrt ist, und man die Kirchenschätze zurückholt, stellt man auch den Schrein der Jungfrauen wieder an seinen Platz. Niemand weiß mehr, dass er leer ist, und niemand kennt mehr die Bedeutung der Kiste, die in dem Bretterverschlag am Ende des Klostersgartens steht. Diese Behandlung beleidigt die Jungfrauen zutiefst und entzündet in ihnen einen heiligen Zorn.

Einmal kommt der Gärtner in diesen Schuppen, um nach einem vermissten Rechen zu suchen. Als die Jungfrauen ihn hören, klopfen und rütteln sie an ihrem unwürdigen Gehäuse. Das hört der Mann, glaubt aber, ein Tier mache sich dort zu schaffen. Er sieht sich um.

„Es scheint ein größeres Tier zu sein“ denkt er, „ich werde mich zu wehren wissen.“

Den Rechen findet er nicht, dafür aber einen Knüppel und geht zu der Kiste. Er beugt sich weit nach vorn, damit er in die

Ecke sehen kann, vor der sie halb gekippt, aber verschlossen steht. Vorsichtig stochert er in dem Gerümpel, das um sie herumliegt. Als sich aber nichts mehr regt, glaubt er, das Tier sei schon fortgelaufen oder habe sich versteckt, und er verlässt den Schuppen, ohne weiter darüber nachzudenken.

Ein zweites Mal versuchen die Jungfrauen, so auf sich aufmerksam zu machen, als ein Bauer ganz in der Nähe der Kiste ein Brett hervorzieht. Aber auch diesmal ist ihre Mühe umsonst.

Der Mann murmelt: „Die Ratten nehmen in diesem Jahr Überhand“, und er schaut nicht einmal nach.

Da entschließen sich die Vergessenen, beim Sakristan vorstellig zu werden. Nachts im Traum stehen zwei wunderschöne Jungfrauen in kostbaren Gewändern an seinem Bett.

Die eine sagt: „Ihr lasst uns in eurem Kloster nicht die gebührende Ehre zukommen. Weshalb habt ihr uns von Köln geholt, wenn ihr uns nicht einmal beachtet? Wir werden diesen Ort verlassen, an dem ihr uns aus eurer Gemeinschaft verbannt habt.“

Der Sakristan wacht schweißgebadet auf. Er fühlt in den Schläfen, wie sein Herz pocht.

„Herr, lass nicht zu, dass Satan die Ruhe der Nacht nutzt, um mich zu versuchen!“, betet er laut, denn da er erst seit Kurzem im Kloster Volkerode Dienst tut, kennt er die Geschichte der Jungfrauen aus Köln nicht. Und ohne es zu wissen, beleidigt er sie noch mehr.

Eines Tages treten vor der Frühmesse, zwei zur Reise gekleidete junge Damen ins Presbyterium. Sie verneigen sich vor dem Altar, darauf vor dem Abt und allen Anwesenden und gehen zu einer kleinen Seitenpforte hinaus. Die Mönche haben sie gesehen, der Sakristan hat sie wiedererkannt. Alle sind aber so erschrocken, dass jeder sie für eine Vorspiegelung hält, bei der Satan seine Hand im Spiel hat. Deshalb wagt

keiner von ihnen, darüber zu sprechen, um sich nicht vor den anderen bloßzustellen.

Nach der Messe, als die Mönche und Brüder im Refektorium versammelt sind, fragt der Abt: „Wer von euch kannte die jungen Damen und weiß, welche Botschaft sie uns brachten?“

Da atmet jeder erleichtert auf, weil er nicht der Einzige ist, der sie gesehen hat. Doch niemand kann sagen, wer sie waren, und was ihr Besuch zu bedeuten hat, bis auf einen sehr alten Mönch, der schon vor dem Krieg im Kloster gelebt hat.

„Mir scheint, es waren die heiligen Jungfrauen aus Köln“, sagt er, „lasst uns in ihrem Schrein nachsehen!“

Da öffnen sie ihn und finden ihn leer.

Weil sich im Kloster eine große Traurigkeit ausbreitet, reist auch dieser Abt nach Köln, um die Jungfrauen in seine Klosterkirche zurückzuholen. Die Äbtissin von St. Ursula hört ihm aufmerksam zu, als er sein Anliegen vorträgt. Dann lässt sie sich die Klosterbücher bringen und liest dort, dass vor vielen Jahren der damalige Abt des thüringischen Klosters, die beiden Jungfrauen gefunden und nach Volkerode mitgenommen hatte. Auch die Stelle, an der die Gebeine freigelegt worden waren, ist verzeichnet. Dort lässt sie noch einmal graben, und findet die Skelette und den goldenen Kamm wieder am bezeichneten Ort.

„Wir wollen den Wunsch unserer lieben heiligen Jungfrauen achten und sie hier bei uns behalten“, sagt die Äbtissin. Da sie aber sieht, wie traurig diese Entscheidung den Abt stimmt, schenkt sie ihm das Haupt einer anderen Ursulagefährtin, das er mit in sein Kloster Volkerode in Thüringen nehmen, und in den silbernen Schrein legen kann.

DER KETZER

Der angesehene Kölner Tuchhändler Bodo Gernreich ist seit einigen Jahren mit Magdalena, der Tochter eines wohlhabenden Augsburger Kaufmanns, verheiratet. Immer wenn ihn seine Geschäfte nach Augsburg führen, ist er Gast im Hause seiner Schwiegereltern. Besonders gut versteht er sich mit Dietrich, dem jüngeren der beiden Brüder seiner Frau. Dietrich ist ein bekannter und geachteter Medicus.

Manchmal wenn es ihre Zeit zulässt, gehen die beiden Männer gemeinsam auf die Jagd. Dann kommt oft das Gespräch auf die Stadt, in der Dietrichs Schwester nun lebt, und in der er selbst noch nie war. Es entspinnt sich schnell ein halb scherzhaft, halb ernst geführter Wortstreit, welche Stadt denn reicher an prächtigen Bauten und Kunstgegenständen sei, Augsburg oder Köln. Um seine Behauptung zu untermauern, Augsburg sei die Krone aller Städte, führt Dietrich seinen Schwager dort zu Kirchen und Häusern reicher Familien und lässt sich mit ihm mitunter von deren Bewohnern einladen. Bodo aber sagt ihm jedes Mal: „Du kannst nicht recht urteilen, denn du warst noch nie in Köln. Magdalena würde sich gewiss freuen, dich wiederzusehen, und dich zu bewirten.“ Gerne wäre Dietrich der Einladung seines Schwagers gefolgt, aber lange Zeit ist er nicht abkömmlich, was er sehr bedauert.

Nach einigen Jahren jedoch bringt ein Bote die Nachricht in das Haus Gernreich, dass Dietrich am nächsten Tag eintreffe. Die Hausfrau lässt für ihren Bruder, die schönsten Zimmer des Hauses herrichten und ein großes Gastmahl auftragen.

Bodo führt seinen Schwager durch die Stadt, an den Rhein zu den Kirchen, Klöstern und Stiften, an denen Köln so reich ist, und bald haben beide, den einst mit Worten ausgefochtenen Wettstreit, vergessen. In der Basilika St. Ursula beten sie an den Schreinen der Heiligen und zünden

zu ihren Ehren Kerzen an. Dann besuchen sie die Goldene Kammer. Dietrich ist so erstaunt, dass er ohne Zögern zu seinem Schwager sagt: „Bodo, ich kann es nicht leugnen, solchen Glanz habe ich noch nie gesehen.“ Er betrachtet jede der Reliquienbüsten genau. Auf den bodenständigen, rheinischen Gesichtern der dargestellten Jungfrauen liegt ein seliges Lächeln. „Bodo, schau sie dir an!“, sagt er nach einer Weile, „mir ist, als wäre mir jede von ihnen schon in den Straßen Kölns begegnet. Nur diese dort draußen sind nicht vergoldet, und gottlob sitzt unter ihrem Hals ein wohlgestalteter Körper. Ihre Bewegungen sind so lebendig, dass es eine Lust ist, sie anzusehen.“

Nach geraumer Zeit lenkt er seine Aufmerksamkeit auf die Knochenornamente der Schildbögen. Lange wandert sein Blick dort hin und her. Er tritt einen Schritt zurück, sieht weiter hinauf, schüttelte den Kopf, und verzieht den Mund zu einem leichten Grinsen. Gernreich, der sich das nicht erklären kann, schweigt, weil er ihn in seiner Betrachtung --- vielleicht ist es auch Andacht --- nicht stören will. Als er aber bemerkt, dass der Medicus eine bestimmte Stelle fixiert, sogar seinen Zeigefinger benutzt, um etwas abzuzählen, fragt er ihn: „Dietrich, was ist dir Besonderes aufgefallen!“ „Dort“, sagt dieser und umfährt von Weitem ein kleines Feld, „die untersten drei Knochen, das sind Knochen eines Hatzhundes.“

Während die beiden die Reliquienbüsten betrachteten, war die fromme Feigin, die Schwester eines Stiftsherrn von St. Andreas, in die Goldene Kammer eingetreten und kniet nun dort hinter ihnen, im Gebet versunken. Die beiden Männer, die sie nicht bemerkt haben, sprechen halblaut miteinander. Erst als die Frau plötzlich aufspringt, drehen sie sich um, und sehen gerade noch, wie sie in wilder Hast die Goldene Kammer verlässt.

Sie läuft zur Kirche hinaus, hinüber zum Kloster

und verlangt unverzüglich die Äbtissin zu sprechen. Die Pförtnerin hat strenge Anweisung, Besucher nur in wichtigen Angelegenheiten vorzulassen. Sie erkundigt sich deshalb nach dem Grund des Ungestüms, mit der die Frau ihren Wunsch vorgetragen hat. Als sie aber die noch nie gehörte Schmach vernimmt, die man den Gebeinen der heiligen Jungfrauen angetan hat, öffnet sie sofort die Klosterpforte und führt Feigin zur Äbtissin. Dort achtet die Besucherin vor Aufregung nicht auf die, ihr wohl bekannten Förmlichkeiten, und beginnt, immer noch nach Luft ringend, zu sprechen: „Ehrwürdige Mutter, die Reliquien unserer heiligen Jungfrauen sind auf schändliche Weise verhöhnt worden. Der Tuchhändler Gernreich hat einen niederträchtigen Verleumder in unsere Goldene Kammer geführt. Ich kann seine Worte kaum wiederholen, aus Angst der Böse würde sich meiner bemächtigen. Ja, vielleicht war es Satan selbst in der Gestalt eines Mannes, der die Gebeine unserer heiligen Jungfrauen als Hundeknochen bezeichnete.“ Da nimmt das Gesicht der Äbtissin die Farbe ihres weißen Gewands an, sie beginnt am ganzen Leib zu zittern und stößt hervor: „Eine solche Lästerung darf nicht ungesühnt bleiben!“ Sie weiß sogleich, was sie tun muss, ist doch einer der beiden Schmäher ein stadtbekannter Mann. Sie sendet einen Boten zum Richter, und dieser schickt zum Haus des Tuchhändlers, um ihn wegen Häresie festnehmen zu lassen.

Als die Büttel heftig gegen die Tür klopfen und die Magd, die ihnen öffnet, beiseite stoßen, schreit diese so laut, dass alle, die im Haus sind, zusammenlaufen, unter ihnen auch der Bruder der Frau und der Hausherr. Sogleich wollen sich die Büttel auf Bodo stürzen, um ihn fortzuführen. Er aber tritt selbstbewusst auf sie zu und fragt nach dem Grund ihres Auftrags. Da er ein Mann von hohem Ansehen ist, verweigern sie ihm nicht die Antwort und sagen, er solle wegen Ketzerei vor Gericht gestellt werden. Da wird ihm

klar, dass die Frau, die aus der Goldenen Kammer von St. Ursula gestürzt war, als wäre der Leibhaftige hinter ihr her, ihr Gespräch der Äbtissin weitergetragen hatte. Und diese war wohl beim Gericht vorstellig geworden und hatte seine Verhaftung verlangt. Auch Dietrich ahnt, dass es sich um seine laut ausgesprochene Beobachtung der Knochen in der Goldenen Kammer handeln muss. Deshalb stellt er sich jetzt vor seinen Schwager und sagt zu den Bütteln: „Ich muss zur Rechenschaft gezogen werden, nicht er.“ Die Schergen führen ihn ab. Der Tuchhändler Gernreich begleitet ihn, weil er weiß, dass sein Schwager sogleich vor das Gericht gestellt wird, denn er ist ja kein Bürger der Stadt.

Als der Richter Dietrich fragt, ob er sich zu seiner Schuld der Ketzerei bekenne, abtortet er: „Ich bin Medicus und habe aufgrund meiner anatomischen Kenntnisse, die Knochen eines Hatzhundes in den Ornamenten an der Wand der Goldenen Kammer von St. Ursula erkannt. Ich kann auch den Beweis erbringen, dass es solche sind.“ Aber darauf legt der Richter keinen Wert. „Wenn Er das kann, gelingt Ihm das nur durch Scharlatanerie“, gibt er zur Antwort. „Die Gebeine dort sind die unserer heiligen Jungfrauen, wer das bezweifelt, ist ein Ketzer.“ Und er verurteilt den angesehenen Augsburger Medicus zu einer hohen Geldbuße und der unverzüglichen Ausweisung aus der heiligen Stadt Köln.

Die festgesetzte Summe zahlt der Tuchhändler für den Bruder seiner Frau, denn seine Freundschaft ist ihm wichtiger als alles Geld. Aber es schmerzt ihn, dass Dietrich die Stadt nicht mehr betreten darf, und er schämt sich, zugeben zu müssen, dass Köln vielleicht die reichere und schönere Stadt ist, dass sich aber ihr Geist als klein und engstirnig erwiesen hat.

Der Tuchhändler Bodo Gernreich reist noch viele Male nach Augsburg, und seine Freundschaft mit seinem Schwager, dem Medicus Dietrich, dauert ihr Leben lang.

ST. SEVERIN

FEUER

Es pocht so heftig gegen die Klosterpforte von St. Severin, dass der Pfortner zusammenfährt. Er öffnet und sieht in das blutüberströmte Gesicht eines Mannes.

„Sie sind wieder da!“, ruft der Verletzte, „die Stadtmauer hat sie auch diesmal nicht aufhalten können. Köln brennt! Tote und Verwundete auf den Straßen!“

„Bruder Raban, was ist Euch geschehen?“

„Verliert keine Zeit! Versteckt Euch!“, dann stürzt er zu Boden.

Der Pfortner läuft und läutet die Sturmglocke. Die Menschen im Umkreis rennen aus ihren Häusern zum nahegelegenen Friedhof, um hinter den Sarkophagen und Grabmälern Schutz zu suchen. Manche laufen weiter in einen nahen Wald hinein. Die Mönche wissen, die Normannen werden ihr Kloster plündern, anzünden und auch sie nicht schonen. Nur ein Wunder kann sie retten. Deshalb flüchten sie sich in ihre Kirche, die schon aus Stein gebaut ist. Bruder Raban, der noch nicht wieder zur Besinnung gekommen ist, legen sie dort auf den Boden. Während der Abt ihn segnet und über ihm ein Gebet spricht, schieben die Mönche den schweren eisernen Riegel vor die Holztür. Dann knien sie am Altar nieder, unter dem sich das Grab St. Severins befindet, und bitten, er möge sie doch diesmal vor der Wut der Feinde bewahren. Noch bleibt alles ruhig.

Ein Wanderprediger schreitet auf der Straße von Bonn nach Köln kräftig aus. Vor Anbruch der Dunkelheit will er das Kloster erreichen, an der Abendmahlzeit der Mönche teilnehmen und um ein Nachtlager bitten. Er weiß, das werden sie ihm nicht verwehren, denn schon oft ist er zum

Grab des Bischofs Severin gepilgert und von den Mönchen gastfreundlich aufgenommen worden.

Bald erkennt er die Kirche, das Kloster und die kleinen Häuser ringsum, da sieht er auf der schnurgeraden Straße in der Ferne eine Staubwolke schnell näher kommen. Jetzt hört er donnernde Hufe. Es sind Reiter, die dort heransprengen. Er bekreuzigt sich. Droht Gefahr? Das kann er noch nicht ausmachen, aber es ist gewiss besser, die Straße zu verlassen, ehe sie ihn erspähen. Auch als er sich seitwärts durch niedriges Gebüsch schlägt, durch das er unbemerkt ein Stück weiter auf das Kloster zugeht, lässt er die näherkommenden Reiter nicht aus den Augen. Krieger sind es. Normannen! Er erkennt sie an den spitzen Helmen, die in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne aufblitzen. Erst im vorigen Jahr hatten sie Köln heimgesucht.

Da sieht er die alte Linde.

„Der dicke Stamm wird mir Schutz bieten, dort wird mich diese Horde des Satans nicht entdecken“, denkt er.

Grollend nähert sich das Unheil. Vor dem Kloster angekommen ziehen die Reiter ihre Schwerter, aber niemand stellt sich ihnen entgegen. Sie springen von ihren Pferden, und von seinem Versteck aus kann der Wanderprediger erkennen, wie einige zu den Häusern, andere zum Kloster stürmen. Sie stoßen raue Schreie aus, treten die Türen ein. Aus einem der Häuser schleifen sie einen Lahmen an den Haaren heraus und erschlagen den Hilflosen mit einem Holzknüppel.

„Heiliger Severin stehe den Christen bei, die an Gott glauben und dir vertrauen“, betet der Wanderprediger.

Dann hört er den Schrei einer Frau.

„Herr, weshalb lässt du dem Antichristen freie Hand und schützt nicht die, die deine Hilfe brauchen?“, fragt er halblaut mit zitternder Stimme.

In den Häusern und in dem Kloster scheint sich weiter niemand mehr zu befinden. Er hört wildes Rumoren und

sieht, wie irdene Töpfe, Holzgefäße, sogar Tische und Bänke hinausgeworfen werden. Dann kommen die Ersten aus dem Gebäude und tragen goldene Gefäße, silberne Behälter, ja selbst Kreuze zu ihren Packpferden, ihnen folgen andere, ebenfalls mit Diebesgut beladen, unter dem auch Weinschläuche und Körbe voller Fleisch und Brot sind.

Von drinnen klingt Grölen, wie bei einem wüsten Gelage, dann wieder das Bersten von Holz und Steinzeug.

„Der Böse selbst führt sie an“, denkt der Mann hinter dem Baum, „sie zerstören alles. Heiliger Severin, weshalb lässt du das zu? Ist die Sünde dieser Menschen so groß, dass Gott ihnen eine solche Strafe auferlegt? Oder will er nur ihren Glauben prüfen? – Herr, zeige deine Macht über deinen Widersacher!“

Eine brennende Fackel wird in ein Haus hineingeworfen. Schon züngeln die Flammen. Mit einem Mal stürzen die Plünderer aus dem Kloster, denn auch drinnen lodert Feuer.

Als zunächst alles ruhig blieb, hatten die Mönche in der Kirche schon die Hoffnung, ihr Gebet hätte Sankt Severin bewogen, das Unheil von ihnen abzuwenden.

Aber dann hören sie den Hufschlag vieler Pferde wie tödlichen Regen näherkommen! Wilde Rufe in fremder Sprache, Flüche, Schreie! Brechendes Holz, berstender Ton, schepperndes Metall. Die Gebete der Mönche werden übertönt vom Lärm der Zerstörung, der mal näher, mal weiter entfernt dröhnt und kein Ende nehmen will. Dann huscht ein gespenstischer Schein über die dunklen Wände des Kirchenraums. Eine Fackel wird, von einem wüsten Schrei begleitet, hereingeworfen, aber sie brennt auf dem Steinboden aus, ohne Schaden anzurichten.

Plötzlich donnern Schläge gegen die Tür. Schon splittert das Holz, aber noch hält der eiserne Riegel. Wie lange? Die Mönche, fest im Glauben, lassen nicht nach, am Grab ihres Heiligen um Schutz und Verschonung zu bitten.

Sie werfen sich auf den Boden und flehen: „St. Severin, rette uns und alle Christen, die im Umkreis des Klosters wohnen!“

Aber das Wummern des Feuers wird lauter, die Stöße gegen die Tür werden heftiger.

Der Wanderprediger kann seine Augen nicht von dem vor ihm tobenden Schauspiel abwenden und beobachtet im Schein der Flammen, wie die Angreifer versuchen, die Kirchentür einzubrechen.

„Die Mönche sind zu ihrem Heiligen geflüchtet“, denkt er, „wer könnte ihnen sonst helfen?“

Sein Herz macht einen Satz, als er ein unheilvolles Grollen hört. Er blickt nach oben und sieht ein aufgewühltes Wolkenfeld näherkommen, schwärzer noch als der nachtdunkle Himmel. Blicken nicht höhnische Fratzen auf ihn herunter, aus deren Augen zuckende Blitze schießen? Er duckt sich und presst sich gegen den Stamm der Linde.

„Herr, bewahre uns vor dem Untergang!“, fleht er, am ganzen Leib zitternd. „Herr, höre auf unseren Fürsprecher Sankt Severin! Lass doch Luzifer nicht bis zu den Pforten des Himmels aufsteigen, um uns zu verderben!“

Die Flammen der brennenden Gebäude steigen immer höher. Die Pferde der Plünderer schlagen unruhig mit den Köpfen und wiehern. Nun glaubt der Wanderprediger zu sehen, wie das Holz der Kirchentür zerspringt.

Da beginnt ein wildes Brausen. Er umklammert den Baumstamm mit beiden Armen und sieht den wirbelnden Dämon Sturm ins Feuer springen und die Flammen noch einmal anfachen. Dann beugen sie sich vor und schlagen mitten in die Wütenden hinein, die schreiend auseinanderstieben. Rohe Flüche ausstoßend rennen die Plünderer zu ihren Pferden, schwingen sich hinauf und ergreifen die Flucht. Eine Wasserwand stürzt herab.

„Die Elemente sind entfesselt, das Strafgericht nahe!“, ruft

der Wanderprediger, um Atem ringend. „Heiliger Severin stehe uns bei!“

Nass bis auf die Haut und fast ohnmächtig, lehnt er seinen Kopf gegen die Rinde. Er steht im Mittelpunkt dieser nachtschwarzen Hölle, umzuckt von grellen Blitzen, umtost von ohrenbetäubenden Donnerschlägen, rauschendem Wasser, dem Zischen und Fauchen des Feuers, das sich mit aller Kraft wehrt. Am Ende behält das Wasser die Oberhand.

Die Mönche in der Kirche glauben ihr Ende sei gekommen. Selbst die Standhaftesten beginnen nun, an St. Severins Hilfe zu zweifeln, und erwarten gottergeben ihr Schicksal. Als das Gewitter hereinbricht, hört das Hämmern an der Tür auf. Aber nun hat sich die Natur gegen sie verschworen. Es ist ein so wildes Durcheinander von Wasserrauschen, zischendem Feuer, fauchendem Sturm, Donner und Blitz, dass die frommen Beter glauben, sie hätten schon die Schwelle zum Jenseits überschritten, und es würde zum Jüngsten Gericht gerufen.

Mit einem Mal herrscht tiefe Stille. Als sie endlich wagen aufzublicken, steht das erste graue Morgenlicht vor den schmalen Fensteröffnungen. Der Abt erhebt sich und mit ihm alle Mönche. Sie atmen erleichtert auf. Als erstes wollen sie sich um Bruder Raban kümmern, seine Wunden verbinden, seine Schmerzen lindern. Der Abt beugt sich zu ihm hinunter. Als die um ihn Herumstehenden sehen, dass er ihm die Augen schließt, überkommt sie eine große Traurigkeit. Er hat sie gerettet. Weil er sich trotz seiner schweren Verletzungen bis hierher geschleppt, und sie früh vor der wilden Horde gewarnt hatte, konnten sie sich in die Kirche flüchten. Dankbar sprechen sie für Bruder Raban das Totengebet.

Die Mönche können nun durch die Löcher, die von den Angreifern in die Tür geschlagen worden sind, auf einen Teil des Klosters sehen, von dem nur noch die Grundmauern

stehen. Gemeinsam versuchen sie vergebens, den verbogenen Riegel zurückzuschieben. Da sehen sie aus dem Grau einen völlig durchnässten Mann auf das Portal zukommen.

„Sie sind fort“, ruft der Wanderprediger, „ihr könnt die Tür öffnen.“

Immer wieder versuchen sie es zu mehreren, bis er ihnen einen schweren Feldstein hereinreicht; unter dessen Schlägen der Riegel endlich nachgibt. Draußen bietet sich ein Bild der Verwüstung. Alle Gebäude sind zerstört. Langsam und ängstlich, mit vor Nässe triefenden Kleidern kommen die Menschen aus ihren Verstecken. Einer nach dem anderen tritt in die Kirche ein.

„Sankt Severin hat durch seine Fürsprache bei Gott wenigstens unser Leben gerettet“, sagt der Abt, „lasst uns ihm danken! Auch wenn wir jetzt nicht wissen, was wir essen, womit wir uns wärmen sollen. Er wird uns helfen, denn hier ist er mitten unter uns, hier, wo wir nun für die nächste Zeit gemeinsam unser Zuhause haben werden.“

Sie knien nieder und sprechen ein Dankgebet. Dann verlassen sie die Kirche, um zu sehen, ob irgendetwas zu retten wäre. Hilflös gehen sie zwischen den noch qualmenden Trümmern umher und finden, von den Räubern erschlagen, den Lahmen und zwei Frauen.

WIEDERGEFUNDEN

Schon seit Langem hatte man vergebens versucht, für den kranken Propst des Stiftes in Xanten einen Nachfolger zu finden. Nach seinem Tod muss Konrad, Propst des Stiftes St. Severin, dessen Dienst mit übernehmen und fährt nun oft den Rhein zwischen Köln und Xanten hinab und hinauf.

Sein Schiff hat wieder einmal vor St. Maria Lyskirchen abgelegt und treibt stromabwärts. Es ist ein strahlender

Sommertag. Der Propst und sein Stiftskellner haben sich an Deck niedergelassen. Sie wollen alle anstehenden Aufgaben, die sie in Xanten erwarten, notieren und nach ihrer Wichtigkeit und Dringlichkeit ordnen, um vor Ort schneller und leichter mit der Arbeit voranzukommen. Damit sie aber nicht zu sehr von düsteren Gedanken und Befürchtungen geplagt werden, lassen sie sich eine Kanne Wein bringen und stoßen erst einmal auf ein gutes Gelingen, der vor ihnen liegenden Aufgabe, an.

Sie haben schon mehrmals einen kräftigen Schluck genommen und sind auch ein gutes Stück in ihren Überlegungen weitergekommen, als Propst Konrad mit einer ungeschickten Bewegung seinen Becher umstößt.

Das Schiff liegt tief im Wasser und er kann sich an den Rand knien und seine Hände im Rhein waschen. Als er sie abtrocknen will, erfasste ihn ein jäher Schrecken.

„Der Ring! Der kostbare Ring“, ruft er, „er muss mir vom Finger geglitten und im Rhein versunken sein.“

Der Kellner kommt zu ihm herübergelaufen, aber was soll er tun? Die frohe Stimmung der beiden ist ebenfalls im Rhein versunken.

„Sein Verlust schmerzt mich nicht so sehr, weil er einen hohen Wert an Gold und Edelstein besitzt, sondern weil er noch aus Bischof Severins Zeiten stammt“, sagt Propst Konrad trübsinnig. „Ich habe ihn von meinem Vorgänger geerbt und sollte ihn, wie es von je her Brauch ist, an meinen Nachfolger weitergeben. Und nun?“

„Herr“, schlägt der Kellner vor, „Ihr seid kein armer Mann, gebt einen gleichen Ring bei Goldschmied Herbrand in Auftrag! Er wird ihn nach Eurer Beschreibung anfertigen, und Euer Nachfolger wird es nicht bemerken.“

„Das ist Betrug“, gibt der Propst brüsk zur Antwort. Der Kellner hebt die Schultern.

„Dann kann Euch nur noch ein Wunder helfen.“

Das ist auch die Meinung Konrads, und er bittet die Heiligen Cornelius und Cyprianus, ihm diesen uralten, kostbaren Ring, wiederzubeschaffen. Als seine Bitten und Gebete auch nach langer Zeit nicht erhört worden sind, denkt er:

„Ich habe nicht genug Vertrauen in die Kraft der Heiligen gehabt. Immer wieder haben sich Zweifel in mein Denken geschlichen, und ich habe sie nicht verjagen können.“

Ein Jahr ist vergangen, Propst Konrad trägt seine Bittgebete schon nicht mehr so häufig und auch nicht mehr so inständig vor.

Als er wieder einmal rheinabwärts mit dem Schiff nach Xanten gefahren ist, sieht er vor der Anlegestelle einen Fischer, der seinen Fang zum Verkauf anbietet.

„Geh, und besorge die besten seiner Fische für unsere Küche“, trägt er einem Burschen auf, der gleich läuft, um den Auftrag auszuführen. Ihm gefällt ein Hecht, der abseits in einer Kiste liegt, und genau diesen möchte er haben.

Der Fischer aber wehrt ab: „Nein, diesen Hecht kann ich nicht verkaufen. Der Propst des Stiftes zu Xanten wird heute eintreffen und der Koch hat mir aufgetragen, den besten Fisch meines Fangs, für ihn aufzuheben.“

„So gib ihn mir“, sagt der Bursche, „siehst du denn nicht das Schiff des Propstes? Er ist soeben von Köln gekommen und hat mich zu dir geschickt.“

Da überlässt ihm der Fischer den Hecht, und bald liegt er in der Küche vor dem Koch, der schon begonnen hat, das Abendbrot vorzubereiten. Als er den Fisch ausnehmen will, fühlt er in seinem Innern etwas Hartes.

„Vielleicht sollte ich ihn nicht zubereiten und einen anderen nehmen! Etwas Böses könnte in ihm stecken!“

Aber während er noch überlegt, hat er den Fisch bereits aufgeschnitten, und aus den Eingeweiden funkelt ihm ein

goldener Ring mit einem großen Edelstein entgegen. Der Koch, ein ehrlicher Mann, unterbricht seine Arbeit in der Küche und lässt sich bei Propst Konrad melden, der ihn auch gleich empfängt. Sein Diener hatte ihm nämlich gesagt, es müsse etwas Wichtiges geschehen sein, denn der Koch sei sehr aufgeregt. Als er vor dem Probst steht und ihm den Ring entgegenhält, reißt dieser ungläubig die Augen auf und für einen Augenblick hält er den Atem an.

Dann nimmt er den Ring in die Hand und betrachtet ihn, während er fragt: „Wo hast du ihn gefunden?“

„Im Bauch des Hechts, den ich für Euer Abendbrot vorbereite, Herr“, antwortet der Koch mit einer Verbeugung.

Da hebt der Propst die Hände und spricht feierlich: „Durch dich hat Gott, auf die Fürbitte der Heiligen Cornelius und Cyprianus, mir diesen uralten kostbaren Ring zurückgegeben, der vor einem Jahr im Rhein versunken ist.“

Er ist so erfreut, dass er dem Staunenden zur Belohnung zwei Silberstücke in die Hand drückt.

„Herr“, stammelt der Koch, „ich weiß nicht, wie ich Euch danken soll“, steckt aber schnell sein Geld in die Tasche und läuft in die Küche zurück.

Kein Fisch hat je Propst Konrad von St. Severin so gut geschmeckt wie dieser Hecht.

Er vergisst auch nicht, wer seine Bitten erhört hat und dankt den Heiligen, Cornelius und Cyprianus, indem er für ihren Altar in St. Severin eine mit Goldfäden bestickte Decke stiftet.

WINDBÖEN AM SEVERINSTAG

Die Straßen des Viertels sind am Festtag des heiligen Severin mit Fahnen und Girlanden geschmückt. Eben feiert man das Hochamt in der ihm geweihten Kirche, bei dem nicht nur drei Priester, sondern auch viele Messdiener am Altar ihren Dienst tun. Unter ihnen sind die beiden Freunde Andreis und Claß.

In der letzten Woche haben sie außen am Hauptturm in einer Höhle ein Vogelnest entdeckt und seit Tagen beratschlagt, wie sie die Eier herausnehmen könnten. Schon einmal sind sie von innen hochgestiegen und haben festgestellt, dass einer aus einer Luke hinausklettern muss, um das Nest zu erreichen. Deshalb haben sie dort oben einen Balken bereitgelegt. Sie sind übereingekommen, ihn ein Stück weit nach draußen zu schieben. Weil Claß der größere und kräftigere ist, soll er ihn von innen mit seinem Gewicht beschweren, während der kleine und schwächliche Andreis darauf zum Nest rutschen und die Vogelei einsammeln will.

Vor dem Hochamt haben sie ausgemacht, sofort nach dessen Ende aus der Sakristei hinaus und die Turmtreppe hoch, zur Luke zu laufen. Niemand würde sie bemerken, denn die meisten Leute wären noch in der Kirche oder verließen sie gerade. Sie würden nicht zum Turm hochschauen, denn auf dem Kirchplatz blickten sie sich nach Freunden und Verwandten um, mit denen sie den Festtag gemeinsam feiern wollen.

Während der Prozession, die dem Hochamt vorausgegangen war, hatte der Wind aufgefrischt und war immer kräftiger geworden. Das hatte besonders den Bannerträgern zu schaffen gemacht. Aber auch die vier Männer, die den Baldachin hielten, unter dem der Pfarrer die Monstranz durch die Straßen des Viertels trug, wurden oft ausgewechselt. Der Wind zerrte an dem Tuch und sie mussten alle Kraft

aufbringen, damit er ihnen nicht die Stäbe, an denen es befestigt war, aus der Hand riss. Andreis und Claß, die Messdiener, hatten es beobachten können, denn sie waren mit ihren Schellen direkt hinter ihnen gegangen. Weil das Klingen der Glöckchen nicht verstummen durfte, mussten sie ohne Pause geschwungen werden.

Nun, während der Predigt, reiben sie sich die Handgelenke, um den Schmerz zu vertreiben, und sie rutschen ungeduldig auf ihren Sitzen hin und her, was ihnen die strafenden Blicke der Größeren und der andächtig lauschenden Priester einträgt. Später scheint es ihnen, als wären die Leute aus ganz Köln zusammengelaufen, um heute in St. Severin zur Kommunion zu gehen. Der Menschenstrom will wie die Feier insgesamt kein Ende nehmen.

Als es dann endlich so weit ist, laufen die beiden in ihren Chorhemden die Turmtreppe hoch. Oben beschleicht sie ein zwiespältiges Gefühl, Angst und Mut kämpften miteinander, aber das wollen sie sich nicht eingestehen und erst recht nicht einander zeigen. Claß schiebt den Balken durch die Luke. Andreis setzt sich darauf und rutscht vorsichtig hinaus.

„Liegt er fest auf dem Boden?“, ruft er seinem Kameraden zu.

„Ja, alles, wie es sein soll!“, hört er von drinnen.

„Weiter hinaus, ich komme noch nicht an das Nest!“

Claß schiebt zaghaft ein wenig nach, merkt aber, dass es immer schwerer wird, den Balken mit seinem Gewicht auf den Boden zu drücken.

„Gleich bin ich da, nur noch ein kleines Stück!“

„Sei vorsichtig, ich kann bald nicht mehr halten!“

„Nur noch ein ganz kleines Stück!“

Claß folgt und spürt, wie er hochgehoben wird, plötzlich zurückfällt und im gleichen Augenblick hört er einen langgezogenen, vielstimmigen Schrei.

Entsetzt sieht er: Andreis sitzt nicht mehr auf dem

Balken. Hastig zieht er ihn herein und stürzt, wie vom Teufel verfolgt, die Stufen zur Kirche hinab und hinaus auf den Vorplatz. Sein Herz rast. Da sieht er Andreis, bleich im Gesicht aber wohlbehalten, steht er zwischen erschrockenen, gestikulierenden Menschen.

„Es ist ein Wunder“, rufen die Leute, „ein Wunder!“

„St. Severin hat ihn gerettet!“

Im Sturz hatte der Wind das Chorhemd des Jungen so aufgebauscht, dass er langsam zur Erde geschwebt war.

Da fühlen sich Claß und Andreis im Genick gepackt, und der Pfarrer von St. Severin führt sie in die Sakristei.

„Was habt ihr angestellt?“, fragt er streng.

Die beiden Übeltäter beichten schuldbewusst, wie alles gekommen ist.

„Handeln so Chorknaben? Heute hat St. Severin das größte Unglück von euch abgewendet. Auch du wärest deines Lebens nicht mehr froh geworden, wenn Andreis zerschmettert auf unseren Kirchplatz gelegen hätte“, hält er Claß vor. Dann spricht er wieder beide an: „Habt ihr nicht gelernt, dass Gott die Vögel für die Luft und die Menschen für die Erde geschaffen hat?“

Er hebt den Zeigefinger seiner rechten Hand, und seine Stimme wird noch lauter, als er sie ermahnt:

„Frevelt nicht mehr an der Natur! Lasst es euch eine Lehre sein, und beschwört nicht noch einmal ein solches Unglück herauf! Ein zweites Mal werdet ihr nicht so glimpflich davonkommen.“

Das versprechen die beiden in feierlichem Ton, und der Pfarrer sieht, dass es ernst gemeint ist.

Von diesem Fest des Kirchenpatrons spricht man noch lange im Viertel von St. Severin. Nie wieder wurde dieser Tag so begeistert gefeiert, wie in dem Jahr, in dem man für die glückliche Rettung des Messdieners Andreis dankte.

VON EINEM ENGEL BETROGEN

Ritter Wolfram reitet zum Turnier auf die benachbarte Burg Stromberg. Er wird siegen, denn unter den Damen, die vom Balkon aus zusehen, ist auch Hildgund, die ihm seit Kindertagen versprochene Tochter des Grafen von Stromberg. Bei Festen im Kreise ihrer Familie oder auf den Gütern von Freunden und Verwandten hat er sie manchmal von Weitem zusammen mit den anderen adligen Frauen gesehen, und jedes Mal freute er sich darüber, dass gerade sie sein späteres Leben mit ihm teilen soll, denn sie überstrahlte die anderen durch ihre Schönheit und ihr feines, höfisches Benehmen.

Wolframs Kampfeslust wird getrübt, als das Los ihm Walther von Stromberg, den noch sehr jungen Bruder seiner Braut, zum Gegner bestimmt. Nicht dass er Angst haben müsste, gegen ihn zu verlieren, aber würde seine Verlobte ihm einen leicht erkämpften Sieg nicht verübeln?

Hildgund weiß nicht, wer am Turnier teilnehmen wird, aber sie erwartet, dass ihr Verlobter eingeladen ist, um sich im Kampf mit anderen Rittern zu messen. Schon einige Male hat sie ihn bei Turnieren gesehen, und immer zeichnete er sich durch Mut und Tapferkeit aus. Auch hat sie öfter Gelegenheit gehabt, ihn in der Runde der adligen jungen Männer zu beobachten, in der er hervortrat, durch sein ansehnliches Äußere und sein offenes, freundliches Wesen. Sie genießt es, dass einige der jungen Damen sie beneiden, und sie ist Wolfram so zugetan, dass sie sich auf ihr späteres Eheleben freut.

Doch nun, als die beiden Turnierstreiter auf den Kampfplatz reiten, erschrickt sie, denn an den Wappen auf den Schabracken der Pferde erkennt sie, dass ihr Bruder und ihr Verlobter gegeneinander kämpfen. Was hat das zu bedeuten? Wer hat das bestimmt? Bald zeigt sich, dass Wolfram seinem Gegner überlegen ist, obwohl sich dieser tapfer schlägt. Als

den männlichen Zuschauern klar wird, dass Wolfram nicht seine ganze Kampfkraft einsetzt, beginnen sie zu murren, denn schon nach kurzer Zeit hätte Wolfram seinen Gegner aus dem Sattel heben können, lässt aber die Gelegenheit verstreichen. Es wird immer klarer, dass hier zwei ungleich erprobte Kämpfer aufeinandergestoßen sind, und beide sehen ein, dass bald eine Entscheidung herbeigeführt werden muss. Als Walther die Spitze seiner Lanze nach unten senkt, um seine Niederlage einzugestehen, zögert Wolfram keinen Augenblick, und auch er gibt sich geschlagen. So fällt der Kampf unentschieden aus. Die Turniergäste sind von Wolframs mangelnder Angriffslust enttäuscht, Hildgund aber entzückt der Großmut ihres Verlobten.

An dem Tag, an dem Ritter Wolfram und das Edelfräulein Hildgund Hochzeit feiern, tragen alle Frauen festliche Gewänder aus kostbaren Stoffen, aber die Schönste von allen ist die Braut und Wolfram denkt, auch wenn er unter tausend hätte wählen können, wäre doch sie seine Frau geworden. Die Brauteltern haben nicht an Kerzen und Weihrauch für die kirchliche Feier und nicht an Wildbret und Fasanen, Gemüse und Brot, Wein und Met gespart, um die vielen geladenen Gäste zu bewirten. Draußen dürfen auch die Bauern, die im Umkreis der Burg die Felder bestellen, an den Feierlichkeiten teilnehmen. Musikanten spielen auf, es wird geschmaust, getrunken und getanzt. Am glücklichsten von allen aber sind die Brautleute, weil sie sich von Herzen lieben.

Am Abend des Festes, Wolfram will sich eben in das Brautgemach begeben, in dem Hildgund schon auf ihn wartet, steht plötzlich ein Engel neben ihm. Von ihm geht ein solcher Glanz aus, dass dem jungen Mann alle Herrlichkeit seiner Hochzeit wie ein Bettelfest vorkommt und seine Frau wie eine Bauernmagd.

Der Engel spricht zu ihm: „Wenn du mir folgst, und das einfache Leben eines Einsiedlers führst, wirst du im

Himmel reich belohnt werden. Du wirst die Herrlichkeit Gottes schauen, von der dein Hochzeitsfest nicht einmal ein schwacher Abglanz war. Und auf ewig kannst du dort mit deiner Gemahlin zusammen sein.“

Beim Anblick und den Worten des Engels wird Wolfram von einer so großen Freude erfüllt, dass er, ohne zu zögern, in die Küche hinabgeht, dort eine hölzerne Schale nimmt und sich, noch im Hochzeitsgewand, von ihm in die Einöde führen lässt.

Nachdem Hildgund lange vergeblich auf ihren Bräutigam gewartet hat, sucht sie ihn in allen, auch in den abgelegensten Räumen der Burg. Als sie ihn nirgends findet, ruft sie weinend noch einmal die Hochzeitsgäste zusammen und bittet, ihr zu helfen und ihr beizustehen. Die, die noch vor kurzem fröhlich gefeiert haben, suchen nun verzweifelt nach Wolfram und denken besorgt an ein Unglück, denn niemand kann sich sein plötzliches Verschwinden erklären. Jeder weiß doch: Wolfram liebt seine Frau von Herzen, und sie ist nicht nur schön und tugendhaft, sondern bringt auch ein ansehnliches Vermögen mit in die Ehe. Drei Tage lang, in denen die Helfer die Reste des Hochzeitsfestes verzehren, dauert die erfolglose Suche. Es ist, als hätte sich die Erde aufgetan und den jungen Mann verschluckt. So ist Hildgund zwar getraut, aber nicht vermählt, sie ist nicht mehr Braut, aber noch nicht Ehefrau und da man ihren Mann weder lebend noch tot gefunden hat, ist sie auch nicht Witwe. Sie schließt sich in ihre Kammer ein, trauert um ihn und verlässt nie mehr das Haus.

Der fromme Einsiedler Wolfram fristet seine Tage weit fort in einer Höhle, die ihm Schutz vor den schlimmsten Unwettern bietet. Er trinkt das Wasser der nahen Quelle und ernährt sich von Früchten und Körnern, für die er Gott in innigen Gebeten dankt. Hitze und Kälte, Hunger und Krankheit nimmt er gern in Kauf, sieht er doch täglich die Seligkeit des Himmels vor seinem geistigen Auge. Dort würde

er eines Tages seine Frau wiedertreffen, und sie würden ein viel schöneres Hochzeitsfest feiern, als ihr irdisches gewesen ist. Sie würden in Glanz und Freude leben, ohne sich um die Beschwerden und Pflichten kümmern zu müssen, die sie auf der Welt bedrängt hätten. Statt in Wind und Wetter über die Felder zu reiten, würden sie im Atem des Allmächtigen durch das Paradies wandeln, und nie würde sie eine Krankheit befallen, nie der Tod einen geliebten Menschen von ihnen nehmen, nie der Böse sie versuchen. Dieses Dasein hier unten ist kurz, ihm aber würde die versprochene Herrlichkeit in Ewigkeit folgen.

Als Wolfram schon viele Jahre so gelebt hat, sein Hochzeitsgewand ihm nur noch in Fetzen um den Leib hängt, und er keinem Menschen je begegnet ist, enden alle seine Gebete mit der Bitte, Gott möge ihm zeigen, mit wem er am gleichen Tag in das Himmelreich eingehen wird. Er hofft, es würde Hildgund, seine Frau, sein.

Da erscheint eines Tages wieder der Engel, der ihn an seinem Hochzeitstag aus seiner Burg fortgeführt hatte. Wieder nimmt er ihn bei der Hand und geht mit ihm den Weg zurück bis in das Haus des Bischofs Severin. Dieser sitzt an einer Festtafel und lässt sich Braten und Wein schmecken. Zuerst weiß Wolfram nicht, was das zu bedeuten hat. Er erkennt den Bischof, denn er ist es gewesen, der ihn und seine Frau vor langer Zeit getraut hat.

Der Engel spricht zu ihm: „Du wolltest sehen, wer mit dir am gleichen Tag in das Himmelreich eingeht. Es wird Bischof Severin sein.“

Lange steht Wolfram der Einsiedler da und schaut auf die Festgesellschaft. Hatte er nicht seine Frau verlassen, allen Freuden dieser Welt entsagt und war nur mit einer Holzschale, als einzigem Besitz, in die Einöde gegangen, um sich das Himmelreich zu erwerben? Und dieser, sein Begleiter auf dem Weg ins ewige Leben, verzichtet weder auf eine reich

gedeckte Tafel, noch auf das Beisammensein mit anderen Menschen.

Wolfram wird sehr traurig und fragt den Engel: „Misst Gott mit zweierlei Maß?“

Aber er erhält keine Antwort, denn der Engel ist nicht mehr an seiner Seite.

ENGELSGESANG

Es ist später Abend, Bischof Severin und sein Archidiakon Evergislus gehen durch die Straßen von Köln.

Jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach, bis Bischof Severin sagt: „Mein Freund, Martin von Tours, hat geahnt wie schwer es ist, als Bischof seine Herde vor den reißenden Wölfen zu schützen, und doch war sie nicht so in Gefahr, wie unsere Stadt und unser Umland. Die Franken überfallen die Bauern vor der Stadtmauer, morden, verwüsten ihre Felder, und wer ihren Schwertern und ihrem Feuer entkommt, hungert, friert und wird bald zu Grunde gehen. Sie dringen selbst in die Stadt ein, plündern und brennen auch dort, und die Gegenwehr der agrippinensischen Soldaten wird immer schwächer. Es dauert nicht mehr lange, bis die Stadt ganz in ihrer Hand sein wird. Was soll ich da den Menschen antworten, wenn sie mich fragen: ‚Wo ist Gott, von dem du uns sagst, dass er uns schützt. Wo ist der, der das Böse straft und das Gute belohnt?‘ Der Herr der Hölle schickt die heidnischen Franken, damit sie die Christenmenschen vom rechten Glauben abbringen.“

„Aber ehrwürdiger Herr Bischof“, sagt darauf der Archidiakon, „oft habt Ihr davon gesprochen, dass Bischof Martin von Tours sich gesträubt hat, in dieses Amt erhoben zu werden, weil er glaubte dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Ja, er hat sich sogar versteckt. Oft habt Ihr aber

auch dazu bemerkt: ‚Er hat eines nicht bedacht: Gott, der einem ein solches Amt gibt, verleiht einem auch die Kraft es auszuführen.‘ Glaubt Ihr nicht, dass der Herr auch unser Geschick zum Besten lenkt?“

Bischof Severin nickt nachdenklich, ehe er sagt: „Gerne hätte ich Martin um Rat gefragt, aber einen Boten kann ich ihm nicht senden. Zu viele Gefahren lauern auf dem weiten Weg von Köln nach Tours. Um mich selbst aufzumachen, bleibt mir keine Zeit mehr, denn Gott hat meine Tage gezählt. Und könnte ich meine Herde sich selbst überlassen? Im irdischen Leben werde ich Martin wohl nicht mehr begegnen. Schon oft habe ich meine Bitte zu Gott getragen, er möge mich wenigstens wissen lassen, wen von uns beiden er zuerst zu sich nimmt.

„Ehrwürdiger Herr Bischof“, fragt da der Archediakon Evergislus, „wie soll das geschehen?“

„Die Wege des Herrn sind wunderbar“, antwortet Bischof Severin. Dann gehen sie wieder schweigend nebeneinander her.

Es ist eine ruhige, klare Nacht, über ihnen spannt sich ein tiefblauer, mit Sternen übersäter Himmel. Plötzlich bleibt Bischof Severin stehen und legt die Hand auf den Arm seines Begleiters. Ringsum ist nichts als Stille und doch scheint es Evergislus, als horche Bischof Severin auf etwas.

Nach einer Weile flüstert er, ohne den Kopf zu wenden: „Hörst du es?“

Aber so sehr der Archediakon auch in die Nacht hineinlauscht, er vernimmt nicht den leisesten Ton.

„Dieser Gesang kommt nicht aus der Kehle eines Menschen“, sagt Bischof Severin, „es ist der Gesang der Engel.“

Dann zeigt er zum flimmernden Firmament.

„Siehst du es?“, fragt er.

„Ja“, erwidert Evergislus, „es ist eine besondere Nacht.“

Lange stehen sie so.

Endlich sagt Bischof Severin: „Ja, es ist eine besondere Nacht! Meine Gebete sind erhört worden. Die Engel haben die Seele meines Freundes Martin in den Himmel erhoben, und der Herr hat mich dabei sein lassen. So hat er mir gezeigt, dass er uns nicht vergessen hat und unsere Geschicke in seiner Hand hält.“

Evergislus weiß nicht, was er davon halten soll, denn er hat weder einen Laut gehört, noch ein anderes Bild gesehen, als das dunkle Segel auf dem eine unendliche Anzahl von Lichtpunkten glühte.

Er behält diesen Tag und diese Stunde fest im Gedächtnis. Denn er will herausfinden, ob in der Nacht wirklich das geschehen ist, von dem Bischof Severin gesprochen hat.

Evergislus ist schon lange dessen Nachfolger, als er nach Tours reisen kann. Dort erfährt er, dass dies wirklich die Todesstunde des Bischofs Martin gewesen ist. Da weiß er: Sein Vorgänger im Amt war ein heiliger Mann.

DIE GROSSE DÜRRE

Severin ist schon achtundzwanzig Jahre lang Bischof von Köln, als er Evergislus zu seinem Nachfolger einsetzt. Dann nimmt er seinen Wanderstab und macht sich auf, um noch einmal seine Heimatstadt Bordeaux zu besuchen.

Wenn er auf ein Kloster trifft, kehrt er dort ein, und bittet die Mönche um Brot und eine Schlafstatt für die Nacht. Wenn er in ein Dorf oder eine Stadt kommt, sucht er den Pfarrer auf, feiert in der Kirche die Messe und bleibt bis zum nächsten Tag. So kommt er endlich an sein Ziel. Die lange Wanderschaft aber hat ihn wegen seines Alters so geschwächt, dass er bald nach seiner Ankunft stirbt.

Die Stadtväter von Bordeaux senden einen Boten nach

Köln, der die Nachricht von Severins Tod überbringt und darum bittet, den Leichnam in seiner Heimatstadt beerdigen zu dürfen. Weil Evergislus weiß, dass Severin die lange Wanderung unternommen hat, um an seinem Lebensende noch einmal seine Vaterstadt zu sehen, willigt er ein. So wird Bischof Severin in Bordeaux mit allen Ehren zu Grabe getragen.

Kurze Zeit später ändert sich in Köln das Wetter. Die Sonne brennt von morgens bis abends, tage-, wochen- monatelang. Klagten die Bauern früher, weil zu viel Regen fiel, die Rüben in der Erde faulten und das Korn auf dem Halm keimte, sind sie nun verzweifelt, weil der Boden so hart und ausgetrocknet ist, dass kein Samen mehr aufgeht, dass die Blätter und die Ähren verdorren und die Früchte von Baum und Strauch abfallen.

Bischof Evergislus steht am offenen Fenster und überlegt, was er noch tun kann, denn alle Gebete und Opfergaben haben bis jetzt nicht geholfen.

Da hört er, wie einer seiner Diener der Magd Vorwürfe macht: „Wieder sind die Krüge nur halb voll. Bist du zu faul, um volle Wasserkrüge zu tragen?“

„Nein, aber das Wasser im Brunnen ist so tief gesunken, dass das Seil nicht mehr ausreicht, um den Eimer bis zu ihm hinunterzulassen. So muss ich zum Rhein gehen, und auch dort von Tag zu Tag tiefer ins Flussbett hinabsteigen, damit ich überhaupt Wasser schöpfen kann. Der Weg ist weit und die Krüge sind schwer. Auch kommen uns Wasserträgern dauernd die Fischer in die Quere, sie drohen mit Knüppeln, um uns zu verjagen, weil sie Angst haben, dass sie bald keine Fische mehr fangen können.“

„Lieber Bischof Severin“, betet Evergislus, „zu Lebzeiten hast du dich um das Wohl der Menschen hier gesorgt, nun bist du vor Gottes Angesicht getreten, bitte du ihn um Wasser für uns arme Sünder hier in Köln!“

Als es schon so weit gekommen ist, dass sich eine Hungersnot ausbreitet und Mensch und Tier vom Durst gequält werden, hat Bischof Evergislus einen Traum: Er sieht auf dem Grab Severins Ähren wogen; dort grünt saftiges Gras, und darin steht eine Kuh, deren Euter prall mit Milch gefüllt ist. In der Umgebung aber ist alles dürr und verbrannt. Als er aufwacht, weiß er, was zu tun ist.

Er hat die Botschaft verstanden und ruft einige würdige Herren zu sich und sagt: „Mein Vorgänger, Bischof Severin hat mich wissen lassen, dass er auch nach seinem Tode bei uns, hier in unserer Stadt sein möchte. Euch, meine Vertrauten, will ich nach Bordeaux senden. Dort verhandelt mit dem Bischof und den Stadtvätern, damit sie uns erlauben, den ehrwürdigen Leichnam nach Köln zu überführen.“

„Es wird eine schwierige Aufgabe sein“, erklärt der Stifths herr Gero von Falkenberg, „wie mir zu Ohren gekommen ist, wird er in seiner Vaterstadt als Heiliger verehrt.“

„Das ist mir wohl bekannt“, entgegnet Bischof Evergislus, „deshalb habe ich meinen Schatzmeister angewiesen, einige kostbare Gegenstände aus seiner Truhe auszuwählen, als Gegengabe für das unschätzbare Unterpand des Heils, das wir erringen möchten. Aber bedenkt, wir verfügen nicht über unbegrenzten Reichtum. So vertraue ich Eurer Verhandlungskunst und Eurem kaufmännischen Geschick, Gero von Falkenberg. Setzt nur das ein, was unbedingt erforderlich ist, um zu unserem Ziel zu kommen!“

„Ehrwürdiger Herr, ihr dürft auch bei diesem Geschäft auf mein Geschick vertrauen. Doch wir brauchen Geleitschutz, sonst werden wir froh sein müssen, unser nacktes Leben gerettet zu haben, wenn wir Bordeaux erreichen.“

Da auch die übrigen Berater der gleichen Meinung sind, lässt Bischof Evergislus einen Trupp Soldaten zusammenstellen, der die Abordnung begleitet, um sie vor Räubern und Wegelagerern zu schützen.

Als sie vor Bordeaux angekommen sind, beschließt Gero von Falkenberg, alleine den Bischof aufzusuchen. Die anderen Gesandten aus Köln sollen zunächst vor dem Stadttor warten.

Gleichzeitig melden die Wachen auf der Mauer, dass sich bewaffnete Soldaten vor der Stadt aufhalten.

Um den Fremden zu drohen, versammeln sich Bogenschützen auf der Mauer. Sie zielen auf die Soldaten, damit ihnen klar wird, dass sie sofort auf das kleine Häuflein schießen, wenn sie auch nur den Anschein erwecken sollten, loszuschlagen. Als Gero von Falkenberg die Wache am Stadttor passieren will, nimmt sie ihn sogleich gefangen.

„Wir kommen in friedlicher Absicht“, versichert er, „ich möchte mit dem Bischof von Bordeaux sprechen.“

„Dazu werdet Ihr gleich Gelegenheit haben“, antwortet ihm einer der Wächter schroff, „denn er ist der oberste Richter der Stadt. Zu ihm werden wir Euch führen.“

Als er vor ihm steht, lässt sich der Gefangene auf ein Knie nieder und sagt: „Ehrwürdiger Herr, Evergislus, Bischof von Köln, der Nachfolger unseres so hoch verehrten Bischofs Severin, sendet mich, Gero von Falkenberg und weitere Herren von Stand mit einer Bitte zu Euch.“

„Wozu kommt ihr dann mit Soldaten, wenn ihr um etwas bitten wollt?“

„Die Soldaten haben uns vor Wegelagerern und Räubern geschützt, denn wir kommen nicht mit leeren Händen, sondern führen einen Schatz mit, den wir gegen die sterblichen Überreste Severins eintauschen wollen. Wir möchten Euch bitten, uns diese zu überlassen, damit wir sie in Köln beerdigen und gebührend verehren können.“

Der Bischof von Bordeaux zieht sich zurück, lässt einen Vertrauten kommen und sagt zu ihm: „Dieser Mann behauptet, dass die Besucher aus Köln einen Schatz mit sich führen. Prüfe das! Wenn er die Wahrheit sagt, gib Befehl, ihnen

das Stadttor zu öffnen! Führe die Reisenden in meinen Palast und Sorge dafür, dass meine Leute es nicht an Gastlichkeit fehlen lassen! Den Soldaten weise einen Platz im Lager an der Mauer zu! Sollte er aber lügen, lass sie gefangen nehmen, und vor mein Gericht bringen!“

Bald kommt der Mann zurück und berichtet: „Herr, es ist, wie der Gefangene gesagt hat.“

Da empfängt er die Gäste aus Köln mit allen Ehren.

Am nächsten Tag ruft er die Würdenträger Bordeaux⁴ zusammen. Es wird mehrere Tage lang hart verhandelt, denn nicht nur Gero von Falkenberg beweist großes kaufmännisches Geschick, auch die Verhandlungsführer von Bordeaux stehen ihm darin nicht nach. Schließlich sehen Klerus und Bürger ein, dass auch die Kölner ihren Bischof zu Recht beanspruchen. Diese müssen der Heimatstadt Severins dasselbe zugestehen, und so vereinbaren sie, die Gebeine des Heiligen zu teilen, damit er sowohl in Bordeaux als auch in Köln seine letzte Ruhestätte finden kann.

Kaum sind die Gesandten mit der Hälfte des verehrten Toten und einigen so eingesparten Schätzen heimgekehrt, kaum haben sie die Reliquien unter großer Anteilnahme, in der Kirche, des von Bischof Severin gegründeten Klosters, „St. Cornelius und Cyprianus“ beigesetzt, da brechen die Wolken auf. Es regnet, regnet, bis die Erde wieder fruchtbar wird, und die Brunnen und der Rhein gefüllt sind. Dann klart es auf, die Sonne scheint freundlich und warm, damit alles wachsen und gedeihen kann.

GROSS ST. MARTIN

UNGEHORSAM

Der junge Benediktinermönch Rotger sitzt im Skriptorium der Abtei Groß Sankt Martin und kopiert Schriften in lateinischer Sprache. Er hat das Gelübde abgelegt, unterwürfig gehorchend, wie alle seine Ordensbrüder, seine Kräfte zum Wohle des Klosters einzusetzen und sich der Gemeinschaft unterzuordnen. Er darf nur dann eine Arbeit beginnen; wenn er den Auftrag dazu erhalten hat. Auch muss er jeden Stolz auf sein Werk unterdrücken und darf es nur zur Ehre Gottes schaffen. Er hat schon einige Bibel- und Evangelientexte geschrieben und die Initialen eines jeden Kapitels kunstvoll ausgeschmückt. Der Gedanke an ein Messbuch, das er so gerne in Arbeit genommen hätte, lässt ihn auch heute nicht los.

Da flüstert ihm jemand ins Ohr: „Wolltest du nicht schon immer ein Missale gestalten? Weshalb gibt Abt Helias dir nicht den Auftrag dazu? Bist du nicht der Begabteste unter den Schreibern?“

Rotger ist so erschrocken, dass er nicht wagt, zur Seite zu blicken. Der, der neben ihm steht, muss lautlos hereingekommen sein, denn keiner der anderen Schreiber sieht von seiner Arbeit auf. Aus den Augenwinkeln kann er niemanden erkennen.

Die Stimme fährt fort: „Will Helias dich daran hindern, Gott mit deiner Arbeit zu loben und ihm zu dienen? Ist es nicht vielmehr der Neid auf dich, du kleiner Mönch, der du eine Kunst zum Ruhme deines Herrn im Himmel einsetzen kannst, die ihm verschlossen bleibt?“

Nun wagt Rotger endlich seinen Kopf ein wenig zur Seite zu drehen, um den Sprecher zu sehen. Aber um ihn herum

ist nichts als der gewöhnliche Raum und darin niemand als die Schreiber.

Wer hat zu ihm gesprochen? Ein böser Dämon oder ein Engel? Es muss ein höllischer Geist gewesen sein, denn er hat ihn zum Ungehorsam aufgefordert. Er hat seinen Groll gegenüber dem Abt schüren und ihn zum Stolz verleiten wollen. Aber hätte der Böse ihm empfohlen ein Messbuch zur Ehre Gottes, zu gestalten? Ist es denn nicht wahr, dass Helias ihm diese Aufgabe vorenthält, obwohl er ganz gewiss seinen Wunsch kennt? Ohne Zögern fasst Rotger den Entschluss, unaufgefordert damit zu beginnen. In jeder freien Minute arbeitet er daran, viele Tage, Wochen und Monate lang und schmückt es prächtig aus. Die Initialen heben sich golden auf rotem und grünem, eigens für sie abgeteiltem Feld ab. Sie sind mit Bildern durchwirkt, umschlungen von zarten, fremdartigen Ranken und Blüten, die er mit feinsten Pinselstrichen gezeichnet hat. Die exakt geschriebenen Buchstaben und Wörter leuchten in Braun und Rot auf goldenem Untergrund. Jedes Mal, wenn er seine Arbeit ansieht, überkommt ihn eine große Freude.

Als sein Werk endlich fertig ist, geht er zu Abt Helias und überreicht es ihm mit klopfendem Herzen, aber voller Stolz und Zuversicht. Dieser betrachtet es Seite für Seite. Ob er die Kunst würdigt, die sich in der Gestaltung des Buches zeigt, lässt er nicht erkennen. Die hoffnungsvolle Erwartung Rotgers zerfließt in der stumm sich hinziehenden Zeit, durch die sich ein Strom quälender Fragen wälzt. Endlich sieht der Abt den Schreiber mit undurchdringlicher Miene an.

Seine Stimme klingt hart und kalt, als er fragt: „Wer hat dir den Auftrag zu diesem Werk erteilt?“

Rotger wird bleich und antwortet nicht.

„Ist dir die erste Regel unseres Ordens unbekannt?“

„Gehorsam!“